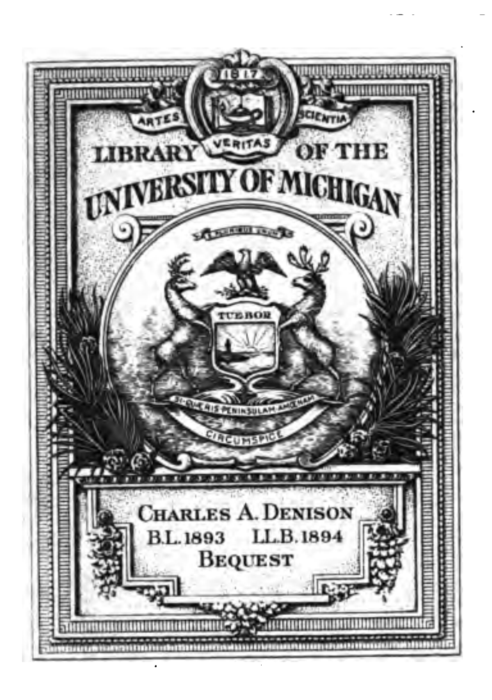
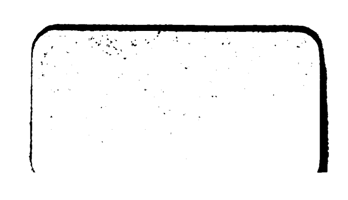

A 401593







Amerikanische Erfahrungen.

Winke und Warnungen für Auswanderungslustige

von

Friedrich Vulpius.

Mit einem Vorwort

von

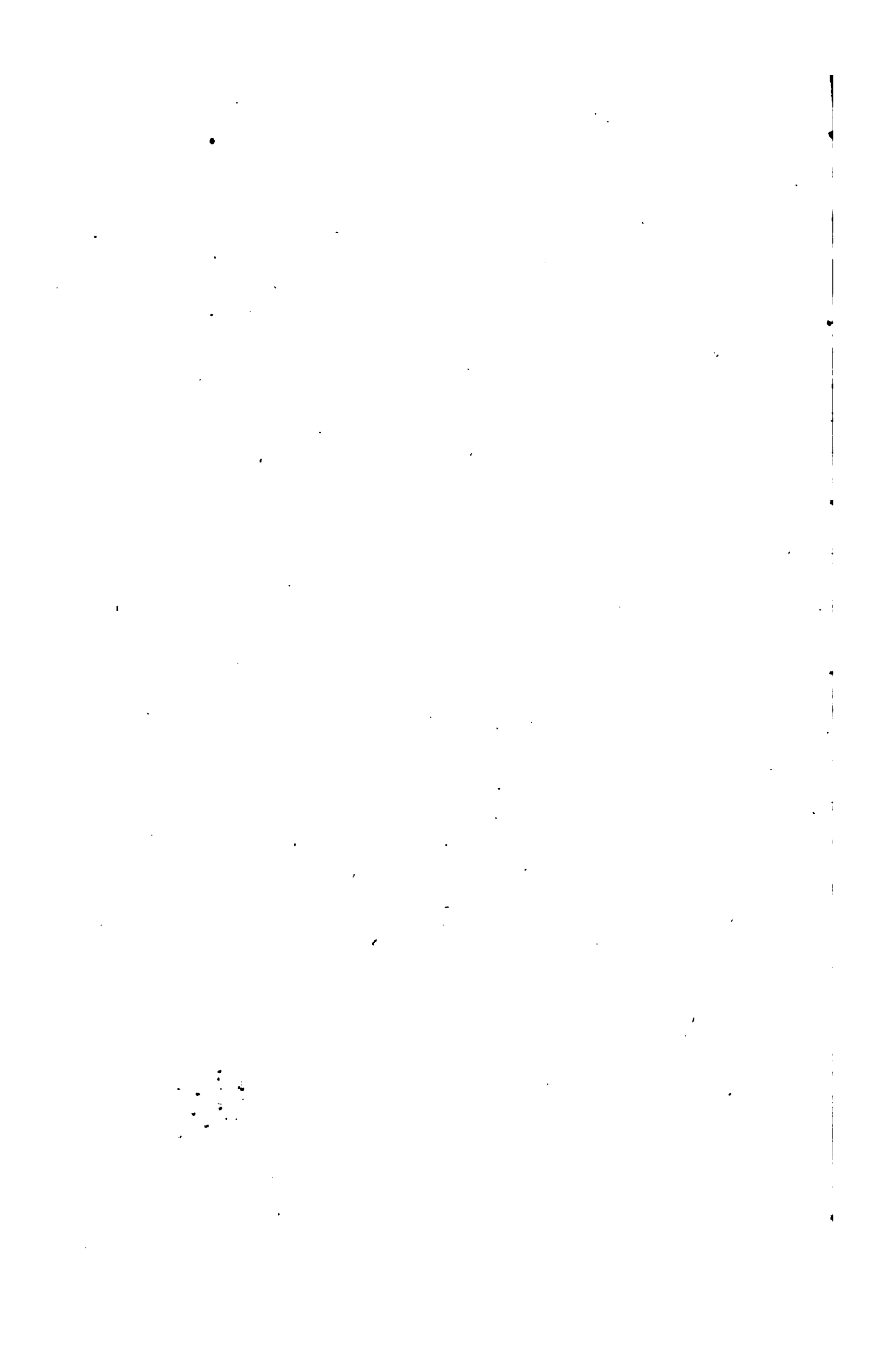
H. Püttmann.



Verlagsbuchhandlung zu Belle-Vue.

1847.

Druck von P. Forster u. Comp. in Constanz.



Vorwort.

Die nachfolgenden Schilderungen amerikanischer Zustände scheinen mir von ungewöhnlicher Wichtigkeit. Nicht weil sie in ihrer schmucklosen Gestalt um so interessanter sind, sondern weil sie eine große heilsame Lehre aussprechen, und den Schleier der Täuschung zerreißen, der so Vielen noch die neue Welt verhüllt.

Ist nicht Amerika eine Fata Morgana für die armen, in der europäischen Wüste schmachtenden Wanderer? Da liegt es jenseits des Meeres mit seinen gewaltigen Urwäldern, seinen Riesenströmen, seinem lebendigen Volke, seiner lebendigen — Freiheit; — das Auge des geplagten Europäers schaut sehnsuchtsvoll hinüber, er verläßt Haus und Hof,

Eltern und Geschwister, duldet Beschwerden aller Art — und ist er drüben, so erwacht er wie aus einem Traume, das Nebelbild war eine Täuschung.

Die heilsame Lehre besteht erstens darin: daß es eine Albernheit ist, europamüde zu sein. Sucht ihr Ehre und Freiheit in Amerika, ihr findet menschliche Entwürdigung und Knechtschaft. Sucht ihr Schätze, ihr müßt sie erkämpfen mit Aufopferung eurer edelsten Gefühle, eures Rechtssinnes. Sucht ihr Ruhe, die Stimme des Schachers tönt grell in eure Ohren. Warum wollt ihr auswandern?

Die heilsame Lehre besteht zweitens darin: daß uns Amerika ein Beispiel ist, wie trotz der freiesten Regierungsform ein Volk nicht glücklich und die soziale Noth durch die freie Concurrenz gerade dort ihren Culminationspunkt erreichen wird. Wir erkennen also die Nichtigkeit des Geschwätzes unserer deutschen Republikaner, und können uns vor der sogenannten bürgerlichen Freiheit, welche die menschliche ausschließt, hüten. —

Der Kritik muß die Entscheidung überlassen bleiben, ob sich jede Bemerkung des Herrn Vulpius rechtfertigen läßt; darin hat er aber jedenfalls Recht,

daß die Unerquicklichkeit, das Trostlose der amerikanischen Zustände einzig aus der Geldgierde der dortigen Menschen, aus ihrer Anbetung des Mammons und daraus folgenden gegenseitigen Ausbeutung entspringt. Der Charakter des amerikanischen Volkes ist allerdings dadurch verschlechtert worden, und es „verschwendet Zeit, Kräfte und Gefühle zu keinem andern Zwecke, als einen eingebildeten Freiheitsstaat zu erhalten, während in Wirklichkeit das Dasein wenig begriffen wird," und überall geistige Sklaverei herrscht.

So wahr dies ist, so unverständig wäre übrigens die Behauptung, daß die jetzigen Zustände Amerika's auch bleiben werden. Nein, das bewegliche praktische Volk der neuen Welt muß es bald einsehen, daß seine Theorie nichts taugt, und wird dieselbe ändern. Daß es dies vermöge seiner freieren Institutionen mit weit größerer Leichtigkeit kann, als irgend ein europäisches Volk, wird Niemand leugnen. Schon sehen wir deutliche Anzeichen, daß es auch will. Die Association wird immer vorherrschender, und neben den einseitigen Abolitionisten, welche nur die Menschen mit schwarzer Haut befreien, d. h. in den Strudel der freien Concurrenz stürzen

wollen, lassen sich noch Andere laut vernehmen, die auch die Weißfarbigen, die sogenannten Cultivirten aus ihrer gesellschaftlichen Unsicherheit, aus ihrer Armuth reißen wollen. Die Bestrebungen der Nationalreformer z. B. sind auf Freimachung des Bodens gerichtet: es sollen die 1400 Millionen Acker Staatsländereien nicht in den Handel kommen, sondern umsonst an wirkliche Bebauer gegeben werden. —

Ich empfehle dies Büchlein den deutschen Philantropen. Sie mögen's verbreiten, vielleicht bringt es der Zufall in die rechten Hände, nämlich in die solcher politischen Schwärmer, die noch an ein amerikanisches Eldorado glauben, oder in die solcher Thoren, die dem Geldgötzen bis über's Weltmeer nachsetzen. Diese kann es heilen, und von einer unnützen Auswanderung abhalten.

Ich bin kein Freund des Auswanderns; aus mehreren Gründen. Wird auch durch die Auswanderung dem Vaterland kein wirklicher materieller Werth (Geld ist keiner) entzogen (der wirkliche besteht nur in Arbeitskraft, die auf vernünftige Weise verwendet wird, was in Europa zur Zeit nicht der Fall ist), so verliert es doch an geistigem, und wir leben in einer Epoche, die daran nichts

einbüßen sollte. Eine große Zahl der unzufriedenen Auswanderer hat nämlich mehr Geist, als die zufriedenen Zurückbleibenden. Dann, glaube ich, fehlt es noch lange nicht in Europa an Raum für Wesen, die sich mit dem begnügen, was sie für sich gebrauchen müssen; durch das Auswandern erweitert sich nur der Raum für die, welche mehr besitzen wollen, als sie gebrauchen können; während nothwendig zwischen beiden ein in seinen Folgen glücklicher Conflikt eintreten würde, sobald die Ersteren nicht mehr aus ihrer Heimath fliehen und den Andern das Terrain überlassen.

Daß es übrigens heutzutage eine große Menge Menschen gibt, die sich durch keine Vernunftgründe von der Auswanderung abhalten lassen können und werden, versteht sich von selbst. Die materielle Noth einerseits ist so groß geworden, daß die Armen ganz logisch raisonniren: „da wir es hier nicht können, so hoffen wir drüben durch unsere Arbeit existiren zu können; gehen wir dabei zu Grunde, gut! besser gar nicht gelebt, als so gelebt.“ Andererseits hat die Blasirtheit der geistig Gebildeten auf eine Weise zunehmen müssen, daß die Auswanderung bei Vielen zur Manie geworden ist.

Diesen rathe ich, die Zeichen der Zeit in Amerika wohl zu beachten, und sich an Jene dort anzuschließen, die das Uebel in der Isolirtheit der Menschen finden. Vielleicht können sie dadurch, daß sie zur Beschleunigung der nothwendig gewordenen gesellschaftlichen Reform in Amerika beitragen, den deutschen Namen dort wieder zu Ehren bringen!

Januar 1847.

H. Püttmann.

Vorwort des Verfassers.

Während meines siebenjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten von Nordamerika (in den Jahren von 1837—1844) hatte ich Gelegenheit, mit allen Klassen der Gesellschaft zu verkehren, und Land und Leute auf das Genaueste kennen zu lernen. Meine Erfahrungen zeigten mir aber, daß alle Berichte, die ich früher über Amerika gelesen hatte, äußerst einseitig gehalten waren, und theils die Wahrheit verfälschten, aus Furcht, den gewohnten Vorurtheilen und Ansichten entgegenzutreten, theils aus dem schlechten Grunde entstanden, die Auswanderer nach gewissen Gegenden hinzulocken, um dort das aus Spekulation aufgekaufte Land theuer anzubringen,

unbekümmert um das fernere Schicksal der Armen, die man ihres Geldes beraubte. Oder die Autoren waren auch solche, deren Reise von zu kurzer Dauer und die äußeren Verhältnisse zur Beobachtung zu ungünstig waren, um tiefer in das Leben des Volkes einzudringen, und dadurch in Stand gesetzt zu sein, sich gründlich von den nordamerikanischen Zuständen zu unterrichten. — Nach meiner Rückkehr schrieb ich deßhalb nachfolgende Notizen nieder, sowohl zur Erinnerung für mich selbst, als auch Verwandten und Freunden ein anschauliches, wahres und treues Bild von den Verhältnissen des Landes und dem Leben und Treiben seiner Bewohner zu verschaffen. Wo meine Schilderungen und Ansichten nicht mit denen Anderer übereinstimmten, da tröstete mich das Bewußtsein, vorurtheilsfrei aufgefaßt und nur meiner eignen Anschauung vertraut zu haben.

Die Veröffentlichung meiner Erfahrungen erfolgt deßhalb, weil ich mich überzeugt habe, daß Viele, selbst Gebildete unter uns, durch jene falschen Berichte verleitet, in mancher Beziehung in den traurigsten Täuschungen befangen sind. Möchte es mir gelingen, sie über den wahren Zustand der Dinge aufzuklären, und Alle, welche nicht durch Nothwen-

digkeit gezwungen sind, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, sie vor diesem Schritte zu warnen. Jedenfalls hoffe ich das Meinige gethan zu haben, um manchem Unglück und zu später Reue vorzubeugen. —

Freiburg im Breisgau.

Friedrich Vulpius.

I.

Freiheit.

Die Welt ist voll von dem Ruf der sogenannten Freiheit der Vereinigten Staaten, und darum ist es billig, hier mit ihrer Betrachtung zu beginnen.

Zunächst bemerke ich, daß mir der Ausdruck „Freiheit" daher zu rühren scheint, weil Amerika frei von Kaisern und Königen ist, und das ist allerdings ein köstlicher Vorzug vor den despotisch regierten Ländern Europa's. Die Amerikaner wählen sich selbst Beamte und Richter, und statt der Krönung eines erblichen Fürsten nimmt das Volk je alle vier Jahre einen Mann aus seiner Mitte, und bekleidet ihn mit der höchsten Würde im Lande (oder wie die Amerikaner sich aussprechen: in der ganzen Welt). Der Präsident ist wieder wählbar, jedoch nie zum drittenmal. Er muß im Lande selbst geboren sein, und nur Bürger wählen ihn. Jeder Staat ist bei der Präsidentenwahl zu so viel Stimmen berechtigt, als er Repräsentanten im Congreß hat.

Ueber die Formulirung der Wahl herrschen in den verschiedenen Staaten verschiedene Bestimmungen; jedoch sucht man sich gegenwärtig in Bezug auf eine gemeinsame Norm zu verständigen und wahrscheinlich wird das demokratische Princip die Oberhand behalten, nach welchem die Wahl durch Urwahlen vorgenommen werden soll, um durch die wirkliche Majorität der Stimmen sich von dem wirklichen Willen der Majorität des ganzen Volkes zu überzeugen. Im Lande befinden sich nämlich zwei große politische Parteien, und es gibt nur sehr Wenige, die sich nicht zu einer oder der andern bekennen. Die eine heißt die der Whig's, die andere die der Demokraten. Die Grundsätze der Häupter und Leiter der ersteren sind ganz die der hohen und niedern Aristokratie in Europa; die Principien der Demokraten sind denen der vorerwähnten entgegengesetzt, und gehen darauf aus, die republikanischen Institutionen zu befestigen. Die Partei der Whigs im Allgemeinen genommen umfaßt die Spekulanten, großen Kaufleute und reichen Faullenzer; während nur wenige Kaufleute, dagegen der größte Theil der Künstler, Handwerker und Bauern sich zur demokratischen Partei bekennt. Uebrigens kümmert sich das Volk selbst, durch alle Klassen hindurch, wenig darum, ob Gesetze und Staatseinrichtungen aristokratische oder republikanische Grundsätze athmen. Geld, Geld, und nichts als Geld — das ist der Gott des Amerikaners, und darauf hin sind alle seine Blicke, Gedanken und Werke gerichtet. Bei jeder neuen Präsidentenwahl ist daher der Geldpunkt der Hauptpunkt, und beide Parteien

überbieten sich in ihren Reden durch Vorspiegelungen von Geldgewinn die Massen für ihren Candidaten zu gewinnen. Ereignet es sich nun, wie es schon einigemal, namentlich erst bei der Wahl von 1840 geschah, daß das Volk von den trügerischen und verrätherischen Versprechungen der Whigs sich bethören läßt, so darf es sich nicht beklagen, wenn es für seinen Leichtsinn büßen muß. Denn gewöhnlich thut man nach der Wahl gerade das Gegentheil von dem, was man vorher versprochen hat. Vermöge der großen Ausdehnung des Landes ist auch das industrielle Interesse nach den verschiedenen Distrikten sehr verschieden, und z. B. Zoll- und Handelsgesetze, die dem Norden günstig sind, benachtheiligen oft den Süden. Daher kommt es, daß nicht selten die Versprechungen der öffentlichen Redner für den Candidaten ein und derselben Partei im direktesten Widerspruch mit einander sind. Je nachdem sie in verschiedenen Landestheilen ihre Reden halten, müssen sie nach den Wünschen und lokalen Interessen der Leute ihre Lockspeise einrichten. Wenn die Wahl nur durchgeht, — dann kümmert es sie nicht, ob nachher das Volk von Norden oder Süden Verrätherei! schreit; und nicht nur bei den Whigs tritt dieser Conflikt er verschiedenartigen Interessen ein, auch bei den Demokraten. Demokratische Grundsätze, sollte man meinen, müßten in aller Welt ein und dieselben sein. Aber der Zustand in den Vereinigten Staaten liefert den Beweis vom Gegentheil. Es gibt Northern und Southern, Eastern und Western Demokrats. Die Northern wollen z. B. ihre Industrie und Manufakturen durch hohe Eingangszölle begünstigt sehen,

während die Southern für ihren Zucker und Baumwolle die fremden Produkte gerne zollfrei hätten, und daher Free-Traders (Anhänger des freien Handels) sind. Die Eastern wollen ihre Seehäfen unterstützt und bevorzugt sehen, aber die Western sagen: „Ihr habt nun einmal genug erhalten und könnt zufrieden sein; jetzt ist auch die Reihe an uns: der Mississippi und Missouri, die wichtigsten Handels- und Verbindungsmittel des Westens, sind von der Regierung bis dahin schmählich vernachläßigt worden, und es ist hohe Zeit, daß man auch für uns etwas thut."

Auf derartige reinmaterielle Verhältnisse sind die politischen Glaubensbekenntnisse der Mehrzahl gebaut, und wie jene sich ändern, ändern sich auch diese. Bei der einen Präsidentenwahl kann man für den Whig-Candidaten stimmen, und nach vier Jahren bei der nächsten Wahl für den Demokraten, je nachdem es das jeweilige Interesse erfordert.

Steuern sind nun natürlich in diesem Lande an keinen König zu bezahlen, weil es keinen gibt, allein zur Bestreitung der Ausgaben der einzelnen Gemeinde-, Stadt-, Staats- und Allgemeinen Regierung sind nichts destoweniger auch Einnahmen — Steuern — erforderlich. Freilich sind dieselben aber von keiner so furchtbaren, drückenden und für Manchen fast unerschwinglichen Höhe wie in den monarchischen Ländern; denn schon dadurch, daß jeder Bürger erst dann Soldat ist, wenn es die Vertheidigung des Landes gilt, werden die ungeheuern Kosten stehender Heere erspart. Ebensowenig gibt es in Amerika eine solche Menge von Beamten, Polizeiagenten und Pensionirten zu ernähren; auch fehlt es an

Central-Untersuchungs-Commissions-Unkosten u. dgl. m. Der Präsident hat einen jährlichen Gehalt von 25,000 Dollars (ungefähr 60,000 fl.). Das ist freilich wenig im Vergleich mit den Civillisten anderer, viel kleinerer und ärmerer Staaten in Europa.

Die Ausgaben der Allgemeinen Bundes-Regierung werden theils aus dem Einfuhrzoll, theils aus dem Erlös des Verkaufs der öffentlichen Ländereien bestritten. — Mit der Gesetzgebung in den einzelnen Staaten aber hat der Präsident und Congreß nichts zu schaffen. Jeder Staat ist souverän, und hat seinen Gouverneur mit einem Senat und Repräsentantenhaus. Die Größe und gerechte Vertheilung der Steuern hängt nun hauptsächlich davon ab, welcher politischen Partei die Mehrheit der Mitglieder in den gesetzgebenden Corporationen, d. i. im Senat und Repräsentantenhaus, angehören. Sind die Whigs Meister, so erlassen sie Gesetze zum Vortheil der Besitzenden auf Unkosten der Armen. Daher können, unabhängig vom Präsidenten in Washington, in dem e i n e n Staate auf billigen, in einem andern auf unbilligen Grundsätzen beruhende Steuern bestehen, je nachdem gerade die Whigs oder Demokraten in der Majorität sind. Alle zwei Jahre finden dazu neue Wahlen statt. Der gleiche Fall ist im Repräsentantenhaus des Congresses der allgemeinen Bundesregierung. So erließ dieser vor vier Jahren, wo er zum größten Theil aus Whigs bestand, einen neuen Zolltarif, nach welchem auf alle Einfuhrartikel, die zur Consumtion der Masse unentbehrlich sind, eine Abgabe von

30 Procent gelegt wurde, während die Luxus-Artikel zum Gebrauch der Reichen fast frei eingehen durften.

Hat ein Gesetz zwei Drittel der Stimmen beider Häuser zusammengenommen erlangt, so ist es durchgegangen, muß aber dann noch dem Präsidenten vorgelegt werden, der die Macht hat es zu genehmigen oder zu verwerfen. Von der letztern Befugniß machte Präsident Tyler öfters Gebrauch bei Gesetzen, die ihm vom Whig-Congreß zur Unterzeichnung vorgelegt wurden, z. B. 1841 als die Whigs wieder eine National-Bank, die vom frühern Präsidenten Jackson gestürzt worden war, in's Leben rufen wollten. Bei der Präsidentenwahl 1840 hatten die Whigs die Oberhand über die Demokraten gewonnen, und Harrison zum Präsidenten, Tyler zum Vicepräsidenten gewählt. Harrison aber starb nach einmonatlicher Regierung (4. April 1841) und der Verfassung zufolge nahm nun der Vicepräsident für den Rest der vier Jahre seine Stelle ein. Seltsam genug war Tyler als Vicepräsident von den Whigs mitgewählt worden, ohne daß sie vorher seine politischen Ansichten genau erforscht hatten; sie hatten ihm ihre Stimmen blos gegeben, weil er ein Einwohner von Virginien war, und sie diesen Staat für sich gewinnen wollten. Ihre Unvorsichtigkeit mußten sie aber theuer bezahlen; denn es zeigte sich bald, daß Tyler weder mit den Whigs noch den Demokraten vollkommen übereinstimmte. Er ging so ziemlich seinen eigenen Weg, weshalb er auch der „Präsident ohne Partei“ genannt wurde. Wie nun die Whigs ihren Lieblingsplan, die Errichtung einer Nationalbank, im Congreß glücklich durchgesetzt hatten, und das Ge-

setz dem Präsidenten zur Unterzeichnung vorlegten, da traf es sie wie ein Donnerschlag als er es mit seinem „Veto“ zurückschickte. Das Schimpfen und Toben der Enttäuschten war furchtbar; in allen ihren Blättern überhäuften sie den Präsidenten mit Schimpfreden, und nannten ihn einen Verräther. Ueberall wurden Galgen errichtet, und er in effigie daran aufgehängt, oder unter großem Spektakel auf öffentlich aufgerichteten Scheiterhaufen verbrannt. Aber so groß auf der einen Seite die Wuth der Whigs war, so sehr jubelten auf der andern die Demokraten.

Die vielen Banken in Amerika, die wie Unkraut überall emporschießen, sind eine der unheilvollsten Einrichtungen in diesem Lande. Durch sie ist schon namenloses Unglück über Einzelne wie über die Allgemeinheit gebracht worden. Weil die Unternehmer dieser Institute bis dahin nicht nöthig hatten mit ihrem Vermögen verantwortlich für entstehende Verluste zu sein, und keine Bürgschaft stellen mußten, so sind die größten Spitzbübereien eine Folge dieses unsinnigen Systems. Die Stockhalter geben zehn- und hundertmal so viel Lumpenpapiergeld aus, als sie Vermögen besitzen, und wenn ihnen der passende Moment gekommen zu sein scheint, so schließen sie plötzlich ihr Bankcomptoir und weigern sich ihre Noten gegen Silber einzulösen. Dann heißt es: die und die Bank ist gebrochen und Jeder der im Besitz ihrer Scheine ist, läuft und rennt, um sie wo möglich noch einem Andern anzuhängen, dem vom Fall der Bank noch nichts zu Ohren kam. Die zufälligen Besitzer, in deren Händen dann zuletzt diese

Papierfetzen hängen bleiben, sind den reichen Kaufleuten und Spekulanten unerbittlich verfallen, weil nur solche weiter Gebrauch davon machen können, die der Bank schulden, und das ist meistens die vorhin erwähnte Menschenklasse und dann noch besonders die Stockhalter der Bank selbst. Die Bank muß natürlich ihr eigenes Geld als voll annehmen bei Abtragung von Schulden, sobald liquidirt wird. — Kapitalisten, welche Grund zur Hoffnung haben, daß nach geraumer Zeit die gestürzte Bank ihre Geschäfte wieder beginnen werde, sind klug genug, ihre Noten zurückzuhalten, damit sie sie später zum vollen Werth wieder ausgeben können. Allein auch die Bank, die im Sinne hat später wieder anzufangen, nimmt ihre Vorsichtsmaßregeln, und ehe sie das alte sträfliche Spiel von Neuem beginnt, läßt sie durch geschickte Agenten ihre Lumpen aufkaufen und zahlt 20—30 und oft noch weniger Procent. Beim Ausbruch eines solchen Bankbankerotts ist natürlich der Gewerbsmann, der Bauer und Tagelöhner der am meisten von dem Schlag Betroffene. Denn die Kauf- und Handelsleute bekommen immer vorher Wind, wenn's irgendwo unsauber ist, und suchen sich bei Zeiten aus der Affaire zu ziehen. Die „Geschäftsunkundigen“ aber müssen das Ding so ausgeben, wie es dem Spekulanten beliebt es anzunehmen, denn sie haben nicht „Kapital“ genug, um „abwarten“ zu können, ob es vielleicht nach Jahren im Werthe wieder steigt. Bei ihnen heißt es leben, und dazu brauchen sie ihr sauer erworbenes Geld. — Die Banken sind auch Ursache, warum man in Amerika so wenig Silber sieht; indem die Ausländer sich nicht durch solches Papiergeld anführen lassen, muß das

Metall fortgeschickt werden. — All dieser Betrug, Schinderei, und Spitzbüberei aber läßt sich das Volk von seines Gleichen eben so gut gefallen oder noch gutwilliger als die Proletarier Europa's sich von ihren mächtigen Blutsaugern beherrschen lassen — die Amerikaner jedoch nennen sich trotzdem das freieste Volk der Welt! Ich kann mir das nicht anders erklären als weil das ganze Volk aus Schwindlern besteht. —

Wenn von einer schlechten Staatsgesetzgebung in Amerika öffentliche Werke und Bauten, wie Canäle, Eisenbahnen u. dgl. unternommen werden, und die gewöhnlichen Einkünfte des Staates reichen zur Herstellung nicht aus, so müssen sie, weil kein Credit mehr zu erhalten ist, oft unvollendet liegen bleiben. Und dies ist eben nicht selten der Fall, da die europäischen Banquiers sich überzeugt haben, daß die Amerikaner eben so geschickt im Ableugnen als Schuldenmachen sind. Der Staat Illinois z. B. ist dahin gekommen, die Folgen des Mißcredits, den er sich durch den Bruch seiner Banken sowohl als das Stocken aller seiner angefangenen Kanal- und Eisenbahnbauten zuzog, in vollem Maße zu empfinden. Da eine Menge zum Theil unnützer und voraussichtlich schlecht rentabler Unternehmungen der erwähnten Art zu gleicher Zeit begonnen wurden, so waren bald die Fonds zu Ende, und bevor nur ein einziger Kanal oder eine einzige Eisenbahn fertig wurde, mußten die Arbeiter, öfters von den Contraktübernehmern um ihren

Lohn betrogen, entlassen werden. Die Abgesandten von Illinois aber konnten im Jahr 1842—43 troz aller Mühe und Anstrengung weder in New-York noch in Europa ein Anleihen auftreiben, um nur den 90 englische Meilen (30 Stunden) langen Kanal, der den Illinoisfluß mit dem Michigan-See verbinden soll, vollenden zu können. Die Staaten, welche sich von solchen öffentlichen Bauten, die ihre Kräfte übersteigen, so viel wie möglich zurückhalten, sind nun noch im Ganzen die glücklichsten. So konnte man vor nicht langer Zeit den Staat Missouri zu diesen zählen, der schuldenfrei war, und dessen Verwaltung von einer demokratischen Majorität geleitet wurde, die sich den von den Whigs vorgeschlagenen Eisenbahnen widersetzte, und vorläufig nur nach und nach die Nebenflüsse des Missouri für Dampfschiffe fahrbar machen wollte, um den vom Missouri rückwärts gelegenen Theilen des Staates leichte Absatzwege für ihre Produkte zu verschaffen. Aber in neuester Zeit haben sich auch in Missouri die günstigen Verhältnisse geändert, und es steht zu befürchten, daß auch dieser Staat, obwohl er bis jezt im Bau von Eisenbahnen und Kanälen vorsichtig war, sich den andern zahlungsunfähigen Staaten anschließen werde. Seine Zinsen betragen dermalen, im Frühjahr 1845 75,000 Pfd., zu deren Abtragung aber er mit 10,000 Pfd. im Rückstand bleibt. —

Was von der gerühmten amerikanischen Freiheit meinen größten Beifall hat, ist: daß der Einzelne in den Vereinigten Staaten sich seinem innern Drang und Verhältniß entsprechend, äußerlich frei bewegen kann. Er kann kommen und gehen, wann und wohin er will. Gefällt es ihm, aus

was immer für einer Ursache, an dem einen Orte nicht, so packt er zusammen, und wandert wo anders hin, ohne von Gensdarmen und Polizisten angefallen und nach dem Passe gefragt, noch von Zunfteinrichtungen u. dgl. Geschichten gehemmt zu werden. Diese Freiheit hat aber übrigens auch wieder ihre Schattenseite, so u. A. daß man überall, je nach der Größe eines Ortes, eine Menge Unbeschäftigter, die keine Arbeit finden können oder Tagediebe und Lumpen (Loafers) die keine finden wollen, antrifft, welche sich nun in den Kost- und Schenkhäusern (groceries) aufhalten, und mit Kartenspiel und allen möglichen andern langen Fingerkünsten erhalten.

Was die geistige und Denk-Freiheit anbelangt, so sieht es damit so übel aus wie mit der vernünftigen (organisirten) persönlichen Freiheit. Bei jedem Präsidenten-Wechsel müssen die Angestellten der Allgemeinen Bundes-Regierung, wie z. B. Zollbeamte, Postmeister, Staatsingenieure u. s. f., soweit eben in dieser Beziehung der Arm des Präsidenten reicht, gewärtig sein, wenn sie der andern politischen Partei angehören, nicht blos wie in Europa versetzt und pensionirt sondern ihrer Stellen vollkommen entsetzt und fortgejagt zu werden. Dieses Schicksal erfuhren 1840 Tausende, als die Demokraten unter Van Buren von den Whigs unter Harrison besiegt wurden, obwohl Letzterer vor der Wahl erklärt hatte, daß politische Meinungsverschiedenheit für ihn keine Ursache zu Verfolgungen sein würde.

Was nun vollends die religiöse Meinungsfreiheit betrifft, so ist es damit etwas Erschreckliches. Hier ist staatliche

Toleranz, aber keine menschliche. Die verschiedenen hunderterlei Sekten, die es im Lande gibt, feinden sich gegenseitig an, und schimpfen sich von der Kanzel herunter aus, weil sie diese oder jene Bibelstelle anders ausgelegt wissen wollen. Manche schreien und raufen sich die Haare aus bei ihrem Gottesdienst, andere tanzen und springen und noch Andere sehen Christus und den heiligen Geist vom Himmel auf sich niederfahren und gebärden sich wie toll und rasend. Die Camp-Meetings (große kirchliche Versammlungen im Freien) die oft 8 Tage lang in den Monaten August und September Tag und Nacht fortdauern, geben übrigens auch wieder Gelegenheit zu Abwechslung und Zerstreuung für die gottesfürchtigen und frommen Heuchler.

Kurz — Amerika ist das Land der Freiheit für alle Räuber, Spitzbuben, Hallunken und schlechtes Gesindel jeder Art; ja es ist die Heimat und der Heerd dieser Menschen. Ehrlichkeit — überhaupt republikanische Tugend — ist in dieser herrlichen Republik zu Spott und Hohn geworden, und nur je größer, ausgelernter und abgefeimter der Spitzbube ist, desto größer ist das Ansehen und die Achtung, die er genießt. Alles dieses ist keine Uebertreibung, es ist leider die reine bittere Wahrheit, und bezieht sich nicht nur auf die untern Klassen des Volkes, sondern auf alle. Jeder thut nach Kräften wenn nicht das Gute, doch das Schlechte.

Kann man sich einer solchen Freiheit aufrichtig erfreuen? — Die Rechte und Würde des Menschen ehrende und seine individuelle Sicherheit und Wohlfahrt schützende

Gesetze nicht bloß geben, sondern auch die Macht und den Willen haben, sie zu vollziehen, wenn erst befestigt der Genuß einer vernünftigen Freiheit. Diese aber findet man in Amerika eben so wenig als sonst wo

II.

Gleichheit.

An den Begriff Freiheit knüpft sich unmittelbar der von Gleichheit. So wie jedoch in Amerika die eine, so auch die andere. Es ist wahr, in gewissen Beziehungen herrscht hier eine große Gleichheit; z. B. sieht im Ganzen genommen das ganze Land sich gleich. Große Flüsse mit dicken Wäldern an beiden Ufern und hinter diesen Prairien, das ist immer das Gleiche auf hunderte von Stunden. So ist es auch mit den Städten, wer eine gesehen, hat alle gesehen, sie sehen sich alle gleich; — und hat man ferner einmal einen Amerikaner gründlich durch und durch kennen gelernt, dann kennt man sie alle, weil sie alle gleich sind.

Versteht man aber hier unter Gleichheit z. B. die Gleichheit vor dem Gesetze, dann antworte ich, daß in keinem Lande der Welt mit der Gerechtigkeit schändlicherer Handel getrieben, und parteiischer von den Richtern verfahren wird. Zwar sind die Linien zwischen den verschiedenen Ständen dort nicht so scharf gezogen wie in Deutschland, denn ob einer ein

Herr oder ein Bauer ist, das macht nicht gerade viel Unterschied; aber das Geld gibt stets den Ausschlag. Je mehr einer hat, desto ungescheuter darf er jedes Verbrechen begehen: Jeder Richter fast ist bestechlich. Schmiere gehörig und du vermagst Alles. Uebrigens kann der Reiche schon viel, sehr viel Böses thun, ehe man sich nur an ihn wagt. Denn einestheils verbraucht man sein Geld nicht gern in unnützen Prozessen, und anderntheils hat der Reiche Einfluß im Volk und bei den Wahlen. Er kann Stimmen zu- aber auch abwenden.

Finden diese Uebelstände schon zwischen Amerikanern selbst statt, um wie viel mehr muß von ihnen der verachtete und gehaßte Ausländer leiden. Vor Gericht wird derselbe, und wenn sein Recht sonnenklar auf der Hand liegt, und er sich krümmen und drehen mag wie er will — dem Amerikaner gegenüber verlieren, da hilft Alles nichts. Streiten aber zwei Deutsche miteinander, wovon der Eine Recht hat, aber vermöglich ist, und sein Gegner arm, so bekommt der Erste nicht Recht, wenn er nicht zuvor dem Richter durch Bestechung eine gute Meinung beigebracht hat; indem der Richter berechnet, daß der Reiche wohl, der Arme aber nicht die Prozeßkosten bezahlen kann.

So ungefähr steht es in Amerika mit der Gleichheit, zu deren Erkenntniß auch noch der folgende Abschnitt beitragen wird.

III.

Gerichtswesen.

Der unterste Beamte, bei dem eine Klage eingereicht werden kann, ist der Friedensrichter, auf englisch Justice of the peace, oder auch kurzweg Squire genannt. Je nachdem der Fall von geringerer oder größerer Bedeutung ist, ist er zur Entscheidung desselben competent oder nimmt nur eine Voruntersuchung auf und übergibt dann das Weitere dem höheren Gerichtshofe seines Kreises: circuit court genannt. Wird z. B. ein Dieb oder Jemand, der falsches Geld ausgegeben hat rc. (Vergehen, die häufig vorkommen,) verhaftet, so hat der Squire ein Verhör anzustellen. Glaubt er den Arrestanten schuldig oder den Verdacht sehr gegründet, so läßt er ihn durch den Constable nach der circuit court bringen. Findet er ihn aber unschuldig oder den Verdacht ungegründet, oder — und dies ist meistens entscheidend — ist Hoffnung da auf eine der Gefälligkeit entsprechende Erkenntlichkeit, dann wird er von der Anklage freigesprochen und augenblicklich in Freiheit gesetzt, indem der Richter sagt:

„Mister N. N. You are discharged." Bei Schlägereien aber, wo es sich um Geldstrafen handelt, oder bei Klagen wegen angeblich erlittenem Unrecht oder Vorenthaltung von Eigenthum durch einen Andern muß vom Squire eine Jury berufen werden, um über Schuldig oder Nichtschuldig zu entscheiden, sowie die Geldstrafe zu bestimmen. Zu einer Jury sind zwölf Mann erforderlich. Der Squire beauftragt mit deren Zusammenberufung den Constable (Amts- und Polizeidiener), der nun seine Leute abfaßt, wo er sie kriegen kann, grade von der Straße weg, aus den Schnapsschenken, Kaufläden &c. Jeder Partei steht dann das Recht zu, drei von den zwölfen auszuschließen, worauf der Constable sich nach drei andern umsehen muß. Fallen nun diese wieder nicht bei der einen oder andern Partei nach Wunsch aus, und setzen sie Mißtrauen in ihr unparteiisches Urtheil, so muß dies genügend motivirt werden. Gewöhnlich aber ist der Constable vorher von dem reicheren Theil schon unterrichtet, wen er zu bringen hat.

In den größeren Städten haben die Squire's ihre Gerichtsstuben an gelegenen Plätzen in den Stadtvierteln gemiethet, für welche sie gewählt sind. In den kleinern Städten aber halten sie ihre Office gewöhnlich in der Werkstätte eines Handwerkers, oder sonst wo, z. B. in einer Schneiderboutique, einem Kramladen oder in einer Apotheke, wo eben Platz genug ist, um zwölf Mann Jury placiren zu können; für welche Vergünstigung dann monatlich eine Kleinigkeit entrichtet wird. Die Verhandlungen sind öffentlich, und in

der Regel ist das Gerichtszimmer gedrängt voll Menschen. Sobald die Jury beisammen und von beiden Theilen angenommen ist, müssen die Mitglieder den Schwur ablegen unparteiisch und nach ihrer besten Ueberzeugung über das zu urtheilen, was verhandelt werden soll. Darauf werden die Zeugen des Anklägers aufgerufen, und gleichfalls eingeschworen. Nach unsrer obigen Zeichnung des amerikanischen Charakters jedoch wird es eben nicht unerwartet scheinen, wenn wir bemerken, daß das Schwören auf das Gemüth des Amerikaners keinen besonders tiefen Eindruck macht, um so weniger, da dieser Akt möglichst kurz abgethan wird. Der Richter läßt den Schwörenden die rechte Hand in die Höhe halten, und indem er selbst die Rechte aufhebt, liest er aus dem Gesetzbuche die Schwurformel ab, und hält dann dem Schwörenden die Bibel (ein anderes Buch thut's auch) zum Küssen hin. — Hinsichtlich der Zeugen hat man also im Fall der Noth keine großen Schwierigkeiten; es stehen einem immer Freunde zu Gebot, oder man kann sonst schlechte Menschen genug für billige Preise zum Schwören kaufen. — Die Zeugen geben ihre Aussagen auf die an sie gestellten Fragen im Interesse ihrer Partei ab, und haben ihr Gesicht der Jury zugewendet, damit diese jedes Wort deutlich verstehen kann. Jeder Theil läßt sich gemeiniglich durch einen Advokaten vertreten, der die Zeugen verhört. Ist er damit zu Ende, so tritt der Gegenadvokat auf und stellt Zwischenfragen an sie, dann gibt aber der Squire und der erste Advokat genau Acht, daß keine Fragen gestellt werden, die der Zeuge nicht verbunden ist zu beantworten, in welchem Falle

ihm augenblicklich angedeutet wird, darauf nicht zu antworten: Auch jeder einzelne Geschworene darf Fragen an die Zeugen richten, sobald ihm etwas undeutlich scheinen sollte; ebenso kann er erklären, daß dieser oder jener Zeuge nach seiner Meinung ein unzuverlässiger Mensch sei, auf dessen Eid er nicht bauen werde. Sind endlich die Zeugen beider Parteien verhört, so beginnt das Plaidoyé der Advokaten. Zuerst kommt der Kläger, dann der Vertheidiger. Jeder von beiden sucht mit aller Geschicklichkeit den Ausspruch der Jury seinem Clienten vortheilhaft zu machen, insofern er nicht im Voraus von der Gegenpartei bestochen ist. Sind die Debatten zu Ende, so wird der Entscheid über Schuldig oder Nichtschuldig der Jury übertragen. Diese schließt sich nun allein in ein Zimmer ein, und sucht, nachdem sie unter sich einen Präsidenten gewählt hat, sich zu verständigen. Werden die Geschwornen einig, so bringen sie in wenig Worten ihr Erkenntniß vor, und der Richter spricht dann die Strafe nach dem Gesetze aus. Können sich aber nicht alle zwölf Geschworne in ihren Ansichten vereinigen, so gehen sie zuletzt unverrichteter Sache auseinander, und die ganze Geschichte muß dann unter Beiziehung von zwölf andern Geschwornen wieder von vorne angefangen werden, und dieses so lange fort bis alle zwölf eins sind. Handelt es sich aber blos um Geldstrafen, so ist es genügend, wenn sich nur alle über den Punkt der Strafbarkeit vereinigen. Das Gesetz bestimmt im gegebenen Falle das Minimum und Maximum der Strafe, und jeder einzelne Geschworne kann angeben, wie hoch die Buße innerhalb der Gesetzesbestimmungen sein

soll. Vereinigen sich nicht alle über den gleichen Betrag, so werden die einzelnen Ansätze zusammen addirt und durch zwölf dividirt. Das gewonnene Facit gibt dann die Höhe der Geldstrafen an, und der Verurtheilte, sollte auch die Strafe nur 1 Cent sein, muß dann noch alle Kosten bezahlen.

Vom Ausspruch des Squire's oder der Jury steht die Appellation an die Circuit court frei. Die bei einem Prozeß auflaufenden Kosten und Advokatengebühren erreichen indeß, ehe man sich's versieht, eine solche Höhe, daß Einem schaudert, wenn Constable, Sheriff und Lawyer (Advokat) mit ihren Rechnungen anrücken; und was die Schnelligkeit der Prozeduren anlangt, so kann auch die geringfügigste Sache Jahre lang von einer Partei, in deren Interesse es liegt, hinausgezogen werden. Beinahe in den Gesetzgebungen aller Staaten haben die Legislatoren (zugleich Repräsentanten des Volkes), die fast ohne Ausnahme Advokaten sind, ihres Vortheils wegen besondere Vorliebe für den Betrüger gezeigt, und geben ihm zum Nachtheil des ehrlichen (armen) Mannes so viele Vorrechte als möglich. So darf z. B. in Missouri ein Friedensrichter nur alle drei Monate Gerichtstag halten, und die Circuit court nur alle vier Monate. Wenn nun Jemand eingeklagt wird, so kann das schon drei Monate währen bis der Gerichtstag heran kommt; ist dieser endlich da und die Reihe ist an der Sache, so tritt der Constable unter die Hausthüre, wo der Friedensrichter seine Office hält, und ruft mit lauter Stimme die Namen der betheiligten Parteien aus. Jetzt braucht der Angeklagte nur vorzutreten und

zu erklären, daß er zum Verhör (trial) nicht fertig sei („i am not ready"), und die Sache ist auf weitere drei Monate bei Seite gelegt. Beim nächsten Gerichtstag, also möglichenfalls nach Verfluß von sechs Monaten nach der ersten Eingabe der Klage, kommt der Prozeß dann wieder vor. Nun hat der Angeklagte nur nöthig zu schwören, wegen Abwesenheit eines ihm nothwendigen Zeugen nicht in's Verhör gehen zu können, und abermals hat er wieder drei Monate Zeit gewonnen. Endlich beim drittenmale, also nach neun Monaten, kann keine Ausrede mehr helfen, da muß er dran. Jetzt aber tritt sein Advokat auf, und gibt sich alle mögliche Mühe in der Eingabe der Klage oder der Vorladung des Squire's einen Formfehler herauszufinden, und gelingt ihm dies, so muß eine neue Klage eingereicht werden, und zwölf Monate gehen somit vorüber, ehe nur das erste Verhör kann vorgenommen werden. Wird der Kläger in diesem nun auch gleich vom Squire verurtheilt, so hat er noch die Appellation an die Circuit court, welche nur alle vier Monate Sitzung hält, und der langweilige Tanz beginnt von Neuem. Somit darf man sich glücklich schätzen, nach Verlauf von zwei Jahren ein Urtheil wider den Gegner zu erwirken. Dann aber beginnt erst das Exequiren, und damit richtet man häufig gar nichts aus. Denn die Gesetzgeber erlauben jedem Bürger vorweg, gegen jedwede Ansprache: ein Pferd mit Sattel und Zeug, eine Kuh mit dem Kalb, mehrere Schweine und Haushaltungsgegenstände bis zum Belauf von 200 Dollars (500 fl.). Natürlich wird vom Verurtheilten aber zeitig dafür gesorgt, daß man nicht mehr

vorfindet als Erlaubtes. Kann nun der Verurtheilte selbst die Prozeßkosten nicht zahlen, so wendet man sich an den Kläger, und dieser hat das Vergnügen, auch noch zum Verlust seiner Forderung die Unkosten tragen zu müssen.

Als Beleg und Beweis meiner Angabe, wie in Amerika die Gerechtigkeitspflege in Ansehen steht, und welches Vertrauen man auf die Unparteilichkeit der Richter setzt, will ich noch eine Thatsache anführen. Im Winter 1843 wurde auf der amerikanischen Brigg Sommers, Kapitän Mackenzie, bei der Rückfahrt von Afrika eine Verschwörung der Mannschaft entdeckt, die zum Zweck hatte, die Offiziere des Schiffs zu ermorden und dann in Westindien Seeräuberei zu treiben. Der Kapitän Mackenzie ließ nun nach vorhergegangener Untersuchung und Verurtheilung durch das Offiziercorps den Rädelsführer Spencer, Seekadet und Sohn des Kriegsministers Spencer, nebst zwei andern Mitschuldigen an die Segelstangen aufknüpfen. Darauf wurde nach seiner Landung in New-York Mackenzie auf Veranlassung des Kriegsministers sogleich verhaftet auf die Anschuldigung hin, daß er den Sohn des Ministers unschuldig hingerichtet habe, und jedenfalls nach Washington hätte bringen sollen, um ihn dort den Gerichten zur Untersuchung zu übergeben. Mackenzie aber erwiederte lachend, er wisse sehr wohl, daß kein amerikanisches Gericht den Sohn des Kriegsministers verurtheilt haben würde, und deßhalb habe er ihn nicht lebendig an's Land gebracht und die Sache in bester Ordnung auf dem Wasser abgemacht. Die Geschwornen rechtfertigten

die Handlung Mackenzie's und derselbe wurde wieder freigelassen.

Die amerikanischen Gesetze sind alle englisch gedruckt. Zwar wurde in Betracht der großen Anzahl deutscher Einwohner in Pennsylvanien vor einigen Jahren bei der dortigen Staats-Regierung eine Petition eingereicht, die Gesetze von Pennsylvanien auf Staatskosten auch in deutscher Sprache drucken zu lassen, allein diese Petition hatte keinen Erfolg. Gleiches Schicksal theilte die Motion eines Mitglieds des Repräsentantenhauses im Congreß im Winter von 1844 auf 1845: „die Verhandlungen des Congresses auf deutsch drucken zu lassen". — Privatim haben Advokat Körner in Belleville und Wilhelm Weber in St. Louis Auszüge aus den Illinois- und Missouri-Gesetzbüchern deutsch herausgegeben. —

Im Allgemeinen hat die englische Sprache bei weitem die Oberhand in Amerika und ist Landessprache. Ungeachtet der starken deutschen Einwanderung glaube ich, daß sicher zehn englisch Redende in den Ver. Staaten auf einen Deutschen kommen. Französische Einwanderer gibt es nur wenige, und diese sind meist nur in New-York und New-Orleans, wo sie kaufmännische Geschäfte treiben; Bauern aus dem eigentlichen Frankreich sieht man selten, dagegen viele aus dem Elsaß, die sich in Amerika Deutsche nennen und sich zu diesen halten.

Um ein öffentliches Geschäft zu betreiben, ist es deßhalb aus obigen Ursachen nothwendig, wenigstens nothdürftig englisch sprechen zu können. Doch haben die Deut-

schen die Sitte, selbst wenn sie geläufig englisch sprechen können, unter sich nur deutsch zu reden, und das oft zum Aerger der Amerikaner, von denen Keiner ein deutsches Wort versteht, weshalb man sie auch am besten auf diese Weise sich vom Halse schafft.

IV.

Kirche und Schule.

Wenn man unter Religion den confessionellen Glauben, das Anhängen und Bekennen eines Menschen zu den verschiedenen kirchlichen Ceremonien, Gebräuchen und althergebrachten Pfaffensatzungen versteht, dann ist Nordamerika in der That das religiöseste Land auf dem Erdboden. Denn die Zahl der verschiedenen christlichen Confessionen und Secten geht in's Unglaubliche, und täglich vermehrt sich das Heer noch durch immer neu auftauchende Heilige und Propheten. Nimmt man sich die Mühe und geht in die amerikanischen Kirchen und Gebethäuser, und hört dort die Prediger schwatzen, schreien, wüthen und rasen, so muß man erstaunen über die Frechheit dieser Heuchler, welche eine Religion der Liebe und Gerechtigkeit zu besitzen sich anmaßen Da wird jeder Andersdenkende und solche, die es in der Verstellung und Heuchelei noch nicht so weit gebracht haben, daß sie jeden Augenblick aus Zerknirschung ihre Gesichtszüge scheußlich verzerren, und sich in Staub und Koth herum-

wälzen können, auf die gemeinste Art beschimpft, zum Abgrund der Hölle verflucht und verdammt.

Wie jedes Gewerbe frei ist, so ist es auch mit dem Predigen. Der Staat stellt keine Geistlichen an, darum wer Lust hat, kann sich dazu aufthun und sein Glück versuchen; und da die Regierung natürlich auch keine Besoldung gibt, so bilden sich durch freiwilligen Beitritt der Einzelnen kirchliche Gemeinden, die ihren Prediger durch freiwillige Beiträge unterhalten. Daraus folgt, daß diese aber auch, wie der Wahl so der Entlassung durch ihre Gemeinde ausgesetzt sind.

Weil nun das Predigen ein freies Gewerbe und jedem der Zutritt gestattet ist, so haben sich in vielen Gegenden wie billig gewöhnliche Bauern dieses Geschäfts angenommen, doch sind nicht alle die predigen, ansäßig und von Gemeinden angestellt, sondern es gibt noch außer diesen eine Masse fahrender Priester, die das Land durchstreifen und durch Anzeigen in den Zeitungen und geschriebene an öffentlichen Plätzen angeheftete Zettel sich ankündigen und Gastrollen geben. Hat ein Arzt z. B. dem Todtengräber zu stark in die Hände gearbeitet; ist ein Advokat nicht „smart“ genug; oder verpfuscht ein Schneider zu viele Röcke, und es verringert sich demnach die Kundschaft, so versuchen sie's mit dem Predigen und werden reisende Pfaffen. Für eine Zeitlang wenigstens ist dann die Existenz wieder gesichert, denn ein solcher frommer Mann findet doch überall einige Anhänger und Dummköpfe, die ihn ehrfurchtsvoll aufnehmen und unentgeldlich beherbergen. Ganz besonderer Protektion und Gunst erfreuen

sich die Prediger in Amerika aber noch von Seiten des weiblichen Geschlechts. Ob sie ihren fulminanten Reden oder andern Vorzügen diese Auszeichnung verdanken, weiß ich nicht; daß jedoch eine bemerkenswerthe zärtliche Hinneigung beider Theile zu einander stattfindet, ist Thatsache, und von allzustarker Nächstenliebe der Geistlichen in Bezug auf das „schöne" Geschlecht liest und hört man täglich. Ein merkwürdiges Beispiel solcher Art liefert u. A. der Prozeß des Bischofs Onderdonk von New-York im Winter 1844. — Die Herren Prediger schlagen nicht allein in ihren Kirchen und Bethäusern, nein, auch auf den Märkten und an allen Straßenecken ihre Kanzeln auf. Die Wuth zu predigen, ist so groß, daß sich in neuerer Zeit sogar die Frauen daran machen, was übrigens gar nicht uninteressant ist. — Desto mehr ist dies der Fall mit der leidigen Sonntagsfeier. Während in Deutschland der Sonntag nach der Kirche zu Erholungen, Spaziergängen, Tänzen rc. benutzt wird, geht hier der Hausvater mit der ganzen Familie zwei- auch dreimal (selbst Nachts bei Licht findet Gottesdienst statt) in das Meetinghouse, um nachdem er die Woche über seinen Nebenmenschen bei jeder sich ihm dargebotenen Gelegenheit belogen, betrogen und bestohlen hat, nun am Sonntag durch erheucheltes Schreien, Heulen und Gesichterschneiden wo möglich auch noch den lieben Herrgott zu betrügen und anzuführen. Das wäre fürchterlich, wenn am Sonntage getanzt würde, oder sich auch nur eine fröhliche Stimme hören ließe. Ja es ist bei diesen Heuchlern und Wölfen in Schaafskleidern so weit gekommen, daß als vor vier Jahren der 4. Juli, der Jahres-

tag der Unabhängigkeitserklärung und folglich der erste Feiertag in den Ver. Staaten, auf einen Sonntag fiel, die Feier desselben auf den Montag verlegt werden mußte, damit der Sonntag nicht entheiligt werde. Bei den hohen Vorstellungen, die man sich in Deutschland von dieser Republik macht, erscheint so etwas unglaublich; allein es ist leider reine Wahrheit. Die Gründe dieser Verfügung liegen übrigens ziemlich nahe: den Pfaffen ist die Republik ein Dorn im Auge, sie hassen sie von Grund ihres Herzens. Das herrschsüchtige Pfaffenthum kann an republikanischen Institutionen keinen Gefallen finden, daher sucht man der Republik bei jeder Gelegenheit entgegenzuarbeiten. Dem abergläubigen Volke aber fällt es nicht ein, an der Heiligkeit und Unfehlbarkeit dessen zu zweifeln, was aus dem Munde eines solchen ehrwürdigen Mannes kommt. Ein andrer Grund zur Verlegung der erwähnten Feier auf den Montag mag auch darin zu suchen sein, daß der Amerikaner sich in seinen Vergnügungen nicht zu mäßigen, und weder Sitte noch Anstand zu bewahren weiß. Wenn er glaubt, daß Ort und Gelegenheit ihm erlauben, seinem Vergnügensdrange zu folgen, so überläßt er seinem Humor freies Spiel und benimmt sich nicht wie ein civilisirter oder nur halbgebildeter Mensch (obgleich er sich zu der „civilized" and englightened nation d. i. der civilisirten und erleuchteten Nation zählt), sondern er brüllt, johlt, stampft und gebährdet sich wie ein wildes Thier. Ein solches Betragen am Montag hat dann freilich nicht so viel zu bedeuten, als wenn es Sonntags geschähe. Der Tag thut gar viel dabei, ob etwas Tugend oder Laster, Recht oder

Unrecht ist. Auch den ehrlichsten Handel an einem Sonntage abzuschließen, würde für gottlos und sündhaft gehalten werden; am Werktage aber den Andern um Hab und Gut prellen, wenn man's durchsetzen kann, das ist smartness (Klugheit, Gewandtheit), und hat sich des allgemeinen Beifalls zu erfreuen. — Sobald aber die Sittlichkeit eines Volks nur noch in religiöser Heuchelei besteht, so werden ihm die republikanischen Formen statt zum Heil zum Fluch gereichen, weil ihm vermöge ihrer mehr Freiheit gegeben ist, seine verdorbenen Neigungen und Triebe befriedigen zu können. Das Bestehen einer solchen Republik aber, wo man alles Andere, nur keine Republikaner finden kann, deren Freiheit zwar auf dem Papier, aber nicht im Leben zu finden ist — wo republikanische Tugend (Anerkennung der Gleichheit und Gerechtigkeit) verlacht und verhöhnt wird — kann nicht von langer Dauer sein.

Die Immoralität des Volkes hat gewissermaßen ihren Ursprung schon in der vernachläßigten Jugendbildung. Von wahrhaft republikanischen Volksschulen ist dort keine Spur. Was in einer Republik das erste sein sollte, worauf ihre Erhaltung und ihr kräftiges Gedeihen gegründet ist, daran denkt dort Niemand. Obgleich sie in einer Republik wohnen und in ihrem Stolz und Hochmuth sich das erste Volk der Welt nennen, so haben sie dennoch keine Idee von dem was eine Republik sein soll. Das kommt daher, daß ihnen ihr verfluchtes Geldsystem alle höheren Ideen geraubt hat, daß sie vom Glanz des Geldes geblendet nur zu Boden in

den Schmutz und Koth der Materie schauen. Amerikanische Schulen könnten eben so gut nach Petersburg oder Wien verlegt werden, und keine Regierung würde in ihren Lehren etwas Staatsgefährliches entdecken können. Da es nun in der Schule durchaus an Charakter- und sittlicher Bildung fehlt, und die Jugend von Kindesbeinen auf täglich nur Wortbruch und Betrug in der Handlungsweise der Aeltern sieht, so hält sie dies für Regel und eigentlichen Zweck des Lebens, und tritt somit getreulich in die Fußstapfen der Alten. Die Regierung kümmert sich um die Errichtung von Volksschulen gar nicht; es geht wie bei den Pfarrern, man überläßt das jedem Einzelnen Fällt es Jemand ein, Schule zu halten, so geht er zuerst mit einer Subskriptionsliste bei den umwohnenden Familien herum und fragt, ob sie ihm den Unterricht ihrer Kinder anvertrauen wollen. Sind sie geneigt, so unterschreiben sie ihren Beitrag, und ist dieser hinreichend, so beginnt die Schule in irgend einem passenden Hause. Länger als einige Monate geht es aber selten. Entweder versteht der Schulmeister nichts und die Kinder bleiben aus, oder es zeigt sich ihm eine profitablere Aussicht, und er steckt deshalb das armselige schulmeistern auf, das ihm jedenfalls nur kärglich das Leben fristet. Nun steht aber die Mühle still, bis wieder ein anderes reisendes Genie sich einfindet, das sich nicht anders mehr zu helfen weiß. —

Einige Worte über das Mäßigkeits-Geschäft mögen hier auch noch ihre Stelle finden. Wer als frommer und sittlicher Mann gelten will, muß sich zur „Temperenz" unterschreiben. Das ist jetzt so Mode Der größte Theil

der Mitglieder besteht aus verlumpten alten Trunkenbolden, die ihr bischen Gut in den Branntweinhäusern durchgebracht, und nun dem Schnaps entsagen, weil zufällig der Wirth nicht mehr borgt. Dann wird der reuige Sünder gespielt, man geht hin und unterschreibt die Temperenz, die man so lange hält als kein Schnaps da ist. Andere halten sich einen Krug voll zu Haus, und trinken ihn hinter der Thüre. Auf solche Weise wird von den Meisten das Gelübde gehalten. Gelegentlich finden von ihnen gleich den Freimaurern und Oddfellows öffentliche Umzüge mit Fahnen und großem Spektakel statt. Obgleich ihre Zahl zunimmt, so habe ich doch nie gehört, daß sich deswegen der Verbrauch des Whisky in den Vereinigten Staaten verringert hätte.

V.

Verschiedene Sitten und Gebräuche.

In den Vereinigten Staaten herrscht allgemeine Gewerbsfreiheit. Jeder kann ein Geschäft treiben, welches er will, und so viele er will zu gleicher Zeit und neben einander. Da weiß man nichts von Privilegien, Concessionen und Zünften wie in Deutschland. Nur die Advokaten müssen ein kleines Examen gemacht haben, bevor sie die Licenz bekommen, vor den oberen Gerichtshöfen plaidiren zu dürfen. Bei den Aerzten hingegen ist dies nicht nothwendig. Heute kann Einer Schneider sein und morgen Doktor, oder auch beides zusammen.

So ganz frei von Abgaben, wie man sich die Sache in Deutschland vorstellt, kommt man dabei aber doch nicht weg. Von Steuern weiß man zwar nichts, wohl aber von Taxen. Wer z. B. einen Kaufladen hält, muß Taxe zahlen, je nach dem Kapitalwerth seines Stocks, und diese Taxe kommt der Gewerbssteuer in Deutschland gleich oder übersteigt sie wohl noch. Halbjährlich ist Zahlungstermin.

und der Sheriff oder Taxkollekteur hält seinen Einzug. Wirthshäuser zahlen ebenfalls Taxen, oder wie man sich gewöhnlich ausdrückt: Licenz. Die höchsten Taxen müssen von den gewöhnlichen Trinkhäusern, deren Zahl legio ist, entrichtet werden. Man nennt sie grogschops, groceries, oder Kaffehäuser, obgleich das ganze Jahr durch nicht eine Tasse Kaffe in einem amerikanischen Kaffehaus getrunken wird. Die gewöhnlichen Getränke bestehen in verschiedenen Arten Branntwein, Wein und Bier. Weil nun die Anzahl der Schenken sich ungeheuer vermehrt hat, troß der zunehmenden Temperenzwuth, so ist in manchen Städten vom Stadtrath die Verordnung getroffen worden, daß Keiner mehr Licenz erhält, wenn er nicht eine bestimmte Anzahl Bewohner des Viertels, wo er wirthen will, aufführen kann, die sein Gesuch unterstützen.

Handwerker, Künstler, Gelehrte, Aerzte ꝛc. haben keine Licenz zu bezahlen. Hingegen besteht für alle wieder eine Poll- und County-Tax. Die erstere ist eine städtische Abgabe und die zweite für öffentliche Verbesserungen und Anstalten des Landes wie Straßen- und Brückenbauten, Rathshäuser ꝛc. Je nachdem ein Staat in Schulden steckt, sind auch die Güter, Vieh, Utensilien für Feld und Haus, Uhren und manches Andere mehr oder weniger hoch mit Taxen belegt. —

Vom Kartenspiel sind die Amerikaner große Freunde; eines der gebräuchlichsten Spiele nennen sie Juker, ein anderes Hazardspiel heißt Pocker, was oft ungeheuer hoch gespielt wird. Da indeß alle Kartenspiele um Geld verboten

sind, und der Wirth, welcher eine Spielgesellschaft duldet, schwer gestraft wird und im Widerholungsfalle seine Licenz verliert, so bezahlen die Spieler dem Wirth gewöhnlich eine bestimmte Summe für die Stunde, und er rä umt ihnen ein Hinterstübchen ein. Falls er nun eingeklagt wird, erklärt er: das Zimmer vermiethet zu haben und es gehe ihn nichts an, was seine Wirthsleute darin machen. — Das Kegelspiel ist ebenfalls verboten, es heißt im Englischen: nine pin (9 Kegel). Das Verbot wird ganz einfach dadurch umgangen, daß man mit 10 Kegeln spielt. —

Pässe, Heimatscheine, Wanderbücher oder so etwas braucht man in Amerika nicht. Nach diesen Dingen frägt Niemand. Wer einmal den Fuß an's Land gesetzt, kann ohne Belästigung von polizeilicher Seite hin wo er will. Wollen sich zwei verheirathen, so bedarf es auch hierbei nicht erst lange einer obrigkeitlichen Bewilligung, Leumunds- und Vermögenszeugnissen, mehrmaliges Verkündigen von der Kanzel herunter und was dergleichen Erfordernisse und Formalitäten in Deutschland mehr sind. Lust und Wille der beiden Hauptpersonen ist Alles, was nothwendig ist; sind sie einig, dann steht es ihnen frei entweder zum Pfarrer oder zum Squire zu gehen, und ihre Erklärung abzugeben, worauf ihnen eine Licenz ausgefertigt wird, die zwei Doll. kostet, und sie ihrer Wege gehen können. Gebräuchlich ist es, daß man die Hochzeiten so geheim wie möglich hält, damit Niemand zuvor etwas Bestimmtes über den Hochzeittag erfährt, bis die erste Nacht vorüber ist. Allein bei dem größten Heimlichthun wird die Sache gewöhnlich doch ruchbar, und dann

ist an vielen Orten ein Charivari die bestimmte Folge. So gab es z. B. in Weston (Missouri) 1840 und 1841 bei jeder Hochzeit Nachts eine furchtbare Katzenmusik. Verkleidet, mit geschwärzten Gesichtern und auf alle mögliche Weise entstellt, ziehen sie Nachts unter fürchterlichem Lärmen und Brüllen, so gräßlich und schauderhaft als sie's nur machen können, mit Trommeln, Pfeifen, Sprachrohren, altem Blechgeschirr und womit nur immer spektakelt werden kann, vor das Hochzeitshaus und ruhen nicht eher als bis der gestörte Bräutigam endlich seine Aufwartung macht, und ihnen eine Grocery anweist, wo sie auf seine Rechnung trinken dürfen. Auch die größte beiderseitige Armuth macht kein Hinderniß beim Heirathen. Der Sorge für die Zukunft wegen läßt sich der Amerikaner kein graues Haar wachsen. Diese Menschen haben eine Geschicklichkeit sich auch mit nichts durchzubringen, die einem Deutschen fast unbegreiflich scheint.

Vor den Frauen haben die Amerikaner großen Respekt, den man beinahe Scheu nennen könnte. Sie begegnen ihnen mit Ehrerbietung, fühlen sich aber nicht wohl und nicht an ihrem Platze öffentlich in ihrer Gesellschaft, und suchen wenn sie es möglich machen können, bald das Freie zu gewinnen. Die Beschäftigung der Frauen besteht dort, wo keine Sklaven gehalten werden, in den gewöhnlichen Hausarbeiten, als: Kochen, Waschen, Stricken, Nähen, Spinnen; wo aber Sklaven sind, müssen diese auch jenes thun. Auf dem Felde arbeitet keine Frau, das wird für eine Entwürdigung und Schande ihres Geschlechts gehalten, und wenn man eine deutsche frisch an's Land gekommene Bauersfrau, die ihren

Fleiß noch nicht so schnell bezähmen, und sich an die amerikanischen Gebräuche gewöhnen kann, draußen arbeiten sieht, dann ärgert sich und spottet lange Zeit die ganze amerikanische Nachbarschaft darüber. Ein eigenthümliches, unentbehrliches und ausschließlich dem weiblichen Geschlechte zur Benutzung dienendes Möbel in jedem amerikanischen Hause ist der **Rocking chair**, ein großer Lehnsessel mit unten angebrachten Läufen gleichwie bei Wiegen oder Schaukelpferden. Einen großen Theil des Tages bringen Frau und Töchter des Hauses, besonders die in den Sklavenstaaten damit zu, sich in diesen **Rocking chairs** zur Kurzweil auf- und abzuschaukeln. Ohne Zweifel in Folge des vielen zu Hause Hockens, sind durchschnittlich die Frauenzimmer schmächtige magere Geschöpfe, die nach der Heirath schnell verwelken. Mit dem fünfzehnten Jahre hält sich jedes Mädchen für berechtigt, ihren **Beau** (Liebhaber) zu haben, und die Zeit des Heirathens ist gekommen. Bei der Ausstattung giebt kein Amerikaner seiner Tochter baares Geld mit; das Bett und einiger Hausrath worunter auch ein Reitsattel, sind in der Regel Alles, was vor des Vaters Tod abgegeben wird. Auf dem Lande fügen aber vermögliche Leute obigen Gegenständen noch ein Reitpferd für die Frau, eine Kuh mit Kalb, einige Schweine und Hühner für den Beginn der Haushaltung hinzu. Die Bettstellen in Amerika sind ganz nach altfränkischer Art gemacht, mit vier großen massiven hohen Eckpfosten, oben und unten ein Kopf- und Fußbrett, und auf den Seiten zwei dünne Rahmenschenkel mit Zapfen darin, über die netzförmig ein Seil gespannt, und auf dieses das

Bett gemacht wird. Sie sind breit und bequem zweischläfig, um nicht durch viele Betten den Zimmerraum zu beschränken. Ist die Familie groß und arm, und die Hütte klein, so werden verschiedene Etagen übereinander an der Wand mit Brettern aufgerichtet und dort das Lager aufgeschlagen.

Landes- oder Volkstracht gibt es keine. Alles trägt sich auf englische oder s. g. französische Weise, der Bauer (**Farmer**) wie der Städter. Nur in der Feinheit des Stoffes findet der Unterschied und die Auszeichnung statt. Der Schnitt des Rockes muß aber bei Jedem derselbe sein; kommt daher ein Deutscher, dessen Rock nicht nach der Mode ist, so darf er für Spott nicht sorgen. Dunkelblau und Schwarz, auch hin und wieder Grau sind die Hauptfarben bei ihren tuchenen Kleidern, und im Winter werden häufig große Ueberröcke von gelblichtbrauner Farbe getragen. Grün sieht man am seltensten. Im Sommer, weil die Hitze drückend wird, kleidet man sich ganz leicht, und Sonntags in den Städten größtentheils weiß: weiße Hosen, weißer Frack oder Ueberrock und Strohhut. Ueberhaupt putzt sich Sonntags jeder Amerikaner ausnehmend, und man sieht es Keinem an seiner Kleidung an, welchem Stande er angehört. Große Auswahl in Kleidern aber hat man in der Regel nicht; Rock und Hosen werden so lange getragen, bis die Fetzen herunter hängen, dann werden sie fortgeworfen oder den Sklaven gegeben. Die Kleider sind schlecht genäht und ungefüttert, daher zerreißen die Röcke bald unter den Aermeln und an den Ellbogen. Das genirt übrigens den Amerikaner nicht, so lang der Rock nur sonst nicht zu alt und abgeschabt

aussieht, wird er fortgetragen, und ein durchlöcherter einem geflickten vorgezogen. Ebenso ist es auch mit der Fußbekleidung. Die Schuhe haben gute Façon aber das Leder ist wenig werth, und von deutscher Arbeit unterscheiden sie sich gewöhnlich dadurch, daß die Sohlen nicht angenäht sondern mit zwei Reihen hölzerner Nägel ringsum angenagelt werden. Man trägt sie bis sie verschlissen sind, dann wirft man sie weg und kauft sich neue; den Flickerlohn sind sie nicht werth. Wenn Einer jährlich nur drei Paar Stiefel braucht, so schätzt er sich glücklich. Kleider und Schuhe werden in den Städten des Ostens in ungeheuern Massen fabrikmäßig gemacht, und dann überall hin an die Kleider- und Schuhläden verschickt. Wenn man daher etwas braucht, so geht man gewöhnlich in ein solches Magazin und kauft es sich fix und fertig. Die Sachen kommen nicht theuer, ja wohlfeiler als in Deutschland. Hat man aber kein Vertrauen zu der Fabrikwaare, so geht man zum Handwerker und läßt sich die Kleider anmessen; dann muß man jedoch bedeutend mehr zahlen. In Bezug auf die Anschaffung von Weißzeug beschränkt sich der Amerikaner nur auf das Nothwendige; einen Kasten voll derartiger Sachen in Vorrath zu haben, wie es in Deutschland Gebrauch ist, hält er für überflüssig. Man kauft nur das, was auch unmittelbar gleich zum Gebrauch bestimmt ist. Viele haben z. B. nur zwei Hemden. Diese einfache Einrichtung in ihrer ganzen Haushaltung überhaupt, mag darin ihren Grund haben, daß kein Amerikaner eine dauernde Heimat hat. Es muß Einer schon ganz gute Geschäfte machen, wenn er sich entschließt an einem

Orte zu bleiben, sonst verkauft er aus, und seine Spekulationswuth und Geldgier treiben ihn wo anders hin. Um dieser ihm angebornen Leidenschaft des Hin- und Herziehens genügen zu können, bieten ihm die vielen Dampfschiffe und Eisenbahnen die leichteste und wohlfeilste Gelegenheit. Er legt seine wenigen Habseligkeiten in ein kleines ledernes Köfferchen, trägt dies an der Hand und steigt ins Schiff.

Zur Beförderung des Landverkehrs existirt eine Art Post oder Eilwagen: stage genannt. Auf einzelnen Strecken aber, wie z. B. zwischen New-Orleans und St. Louis wird die Post von den Dampfschiffen mitgenommen. Wenn übrigens der Amerikaner zu Land reisen muß, wo keine Eisenbahnen sind, dann zieht er das Reiten dem Fahren vor. Von Fußpartien ist er kein Freund, und hat er nur eine halbe Stunde Wegs zu machen, so sucht er schon ein Pferd. Reiten kann Alles, Mann und Weib, Buben und Mädchen, groß und klein. Wenn der Farmer Butter, Eier oder sonst etwas in der Stadt verkaufen will, was zu unbedeutend ist um es hineinzufahren, so nimmt er's oder die Frau zu sich auf's Pferd, und reitet so gravitätisch hinein. Etwas auf dem Kopfe zu tragen, wie es in Deutschland die Bauernweiber thun, würde nicht blos für höchst gemein gehalten werden, sondern ginge auch schon gar nicht wegen des Anzugs der Frauenzimmer. Denn wie in der männlichen Bekleidung zwischen Städter und Landmann kein Unterschied ist, so auch in der weiblichen. Der Aufwand der Frauen aller Klassen geht in's Weite; und die seidenen Kleider, Shawls und Hüte kosten nicht selten mehr als was der Mann das

Jahr hindurch mit Mühe und List erworben hat. Auch die Aermste, obwohl sie kein Hemd am Leibe hat, muß doch ihren Strohhut (bonnet) mit grünem Schleier auf dem Kopfe haben. In dieser Beziehung sind die Damen eben nicht sehr delikat; sonst aber haben sie sehr delikate Begriffe von Schicklichkeit und Ehre. Sie betreten u. A. nicht leicht ein Haus, in dem keine Hausfrau ist, höchstens gehen sie bis unter die Thüre, auf der Straße suchen sie ihr Gesicht durch alle erdenklichen Wendungen den Augen der Männer zu entziehen u. s. f. Allein derartige Ziererereien sind eben nicht zu ernstlich gemeint, wovon sich Jeder, der Lust und Muth hat, recht bald überzeugen kann. Von Schminke &c. ist starker Consum im Lande.

An Takt und Gewandtheit im täglichen Leben, an Schlauheit im Handel und Wandel, an Fertigkeit der Zunge läßt der Amerikaner den Deutschen im Allgemeinen weit hinter sich. Ob ihm diese Eigenschaften angeboren, oder eine Folge des republikanischen Lebens sind, kann ich nicht entscheiden. Vor Allem ist er wißbegierig oder neugierig, wenn man will. Jedes Ding, das ihm zu Gesicht kommt, muß er kennen lernen; von Allem will er das Wie und Warum wissen, Ursache und Wirkung müssen ihm klar sein, bevor er Glauben und Vertrauen fassen kann. Wird z. B. Jemand in der Familie krank, so geht man nicht gleich zum Arzte, der Hausvater ist selber mit den gebräuchlichsten Arzneimitteln bekannt, und curirt zuerst nach seiner eigenen Einsicht. Gewöhnlich wird eine populäre Arzneimittellehre (wovon die Dr. Gun's die verbreitetste ist) zu Rath gezogen;

und erst dann, wenn diese Selbsthülfe ohne Erfolg ist, geht man zum Arzt, aber auch dieser muß erklären, was und warum er dies oder jenes verschreibt. Wenn der Amerikaner irgend etwas aus einem Kaufladen oder der Apotheke zu kaufen hat, so fordert er nicht kurzweg was er will, sondern er fragt zuerst nach dem Preise; dann geht er wieder hinaus, indem er sagt: „I will call in again“ (Ich will wieder zusprechen). Nun verfügt er sich aber in den nächsten Laden, und macht es dort eben so, und so fort oft durch ein Dutzend Läden, und nachdem er jeden mit der Versicherung verlassen: „I will call in again“! wandelt er endlich zu dem zurück, wo er glaubt, daß ihm der vortheilhafteste Handel geboten wurde. Ganz gewöhnlich ist es auch, daß sie, ohne etwas zu wollen in die Häuser gehen, und nachdem sie Alles angegafft und das Zimmer voll gespuckt haben, wieder hinausgehen ohne ein Wort gesprochen zu haben. — Das Entlehnen von Hausrath &c. ist auch eine Haupteigenschaft, besonders der Frauen. Weil ihnen oft der nothwendigste Hausrath in der Haushaltung mangelt, so wird täglich auch das Unentbehrlichste aus der Nachbarschaft zusammengeliehen, und so lange man es auf diese Weise erhalten kann, wird es nicht gekauft. Besonders müssen in dieser Hinsicht die deutschen Frauen herhalten, weil ihre Haushaltungen in der Regel besser versehen sind. Wohlhabende deutsche Frauen sind gewöhnlich anfangs zu bescheiden und gutmüthig um dergleichen Anforderungen ihren amerikanischen Nachbarinnen abzuschlagen. In Beziehung auf Reinlichkeit kann man im Durchschnitt den amerikanischen Haushaltungen nichts Nach-

theiliges vorwerfen. Weil man in allen Häusern Kamine oder kleine eiserne Kochöfen und keine Kochheerde hat, so ist in den Zimmern nicht jener unangenehme Geruch, den man so oft in den deutschen Bauernhäusern antrifft. Das Küchengeschirr muß aber natürlich nach den Kochöfen eingerichtet sein, was den deutschen Frauen ungewohnt vorkommt, so daß sie sich oft nach ihrem Heerde zurücksehnen. Vornehmlich findet dies bei denen vom gebildetern Stande statt, die sich nur allmälig und schwer an den engen Raum im Hause, an die vielerlei Entbehrungen, denen sie hier nicht entgehen können, und überhaupt an die neuen Verhältnisse gewöhnen; wo hingegen die deutschen Bauernweiber, die den Mangel eines gebildeten gesellschaftlichen Umgangs weniger fühlen, sich schneller mit dem Lande aussöhnen. Die Sitte, welche ihnen nicht mehr erlaubt auf dem Felde zu arbeiten, und sie zwingt, sich städtisch zu kleiden, fällt ihnen nicht zu schwer, und sie gewöhnen sich leichter daran als es manchem Manne lieb ist.

In der Kochkunst sind die Amerikaner weit hinter den Deutschen zurück. Ihre Speisen bestehen zum größten Theile aus Fleisch, was in eisernen Pfannen gebraten wird. Von Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit in Zubereitung der Speisen haben sie durchaus keine Kenntnisse. Gemüse kommt selten auf den Tisch, und dann nur angeschwellt ohne irgend eine weitere Zubereitung; so wird auch der Salat blos gewaschen und dann aufgetragen. Die Kartoffeln werden blos gesiedet, und wenn's hoch kommt, ganz geröstet. Einen Theil der amerikanischen Tafel versüßt auch öfters eingekochter

Kürbisbrei, dickgekochter Reis, ganze gebratene Aepfel, und Syrup (Molasses), der nie fehlt und auf Brod, Pfannkuchen ꝛc. geschmiert wird. Zucker wird nur gelber, sogenannter Kochzucker verbraucht; weißen sieht man nur in den bessern Gasthöfen und in den Kajüten der Dampfschiffe noch daneben aufgestellt. Brod gibt es zweierlei Arten: Waizen- und Welschkornbrod. In den Städten wird ersteres von den Bäckern in Backöfen gebacken, und zweimal täglich bei den Kunden herumgefahren; auf dem Lande aber wird es durchgängig in eisernen Pfannen auf glühenden Kohlen im Kamin oder Kochofen gebacken. Das in den Haushaltungen selbst gebackene Waizenbrod besteht aus einem Teig von Mehl, Wasser und etwas Potasche zusammengeknetet, der in kleine, ungefähr wie das Innere der Hand große Laibchen oder Küchlein geformt wird. Gewöhnlich ist aber nur die Kruste dieser Brödchen angebacken, und innen ist noch der pure Teig. Man nennt diese Art Gebäck Bisquits. Das gewöhnlichste Brod des Bauers und Landes überhaupt ist aber das Welschkornbrod, das ebenfalls auf Kohlen im Kamin in eisernen Pfannen ungefähr zwei Finger hoch wie Kuchen gebacken wird. Beim Verschneiden oder Brechen bröckelt es auseinander, und schmeckt kalt so schlecht, daß man in der Regel bei jeder Mahlzeit neues bäckt. Gewöhnlich wird beim Essen Butter auf's Brod gestrichen. Dieses Welschkornbrod, in dünnen Scheiben gebratner Speck und Butter bilden auf dem Lande die regelmäßige und gewöhnliche Nahrung. Sitte ist's, daß das ganze Essen zugleich aufgetragen wird, bevor man niedersitzt. Suppen haben

die Amerikaner nicht. Im Frühstück, Mittag- und Nachtessen ist kein Unterschied: jeder Tag und jede Mahlzeit bringt gewöhnlich dasselbe, nur daß beim Frühstück zu den Speisen Kaffe, beim Mittagessen Wasser, und beim Nachtessen in der Regel Thee genossen wird. Die Milch wird nicht wie in Deutschland zuerst aufgekocht, sondern ganz kalt zum Kaffe und Thee genommen. — In den Gasthäusern werden die Speisen in kleinen Portionen auf einer Menge von Platten auf dem Tisch herum vertheilt. Ist Alles aufgetragen und gerichtet, so wird mit einer kleinen Glocke das Zeichen gegeben, und in demselben Augenblick stürzen sich die Harrenden wie eine Heerde Wölfe über die Tafel her, und Jeder greift zu was er bekommen kann. Dem Fremden, welcher mit diesen Gebräuchen der civilized and enlighened nation noch nicht gehörig bekannt ist, und sich zuerst im Hintergrund hält, bleibt dann natürlich nur der schlechteste Platz am Tische übrig, und bis er sich zurecht gesetzt und umgeschaut hat, ist der Inhalt der Teller schon größtentheils verschwunden, und er kann sich mit übriggebliebenen zusammengescharrten Resten begnügen. Kein Geschäft wird von dem Amerikaner in solcher Hast und Eile verrichtet wie das Essen; keine Silbe kommt dabei über seine Lippen, außer wenn er sich von einem entfernter stehenden Gerichte die Platte ausbittet. Mit dem letzten Bissen im Munde steht er schon auf und verläßt das Speisezimmer.

Ein unentbehrlicher Artikel des Amerikaners ist der Tabak, welchen er sowohl in Gestalt von Cigarren als auch zum Kauen verbraucht. Geschnupft wird jedoch sehr wenig,

und wenn die Männer aus Pfeifen rauchen, so sind dies gewöhnlich nur kurze kölnische, und dies geschieht meist nur im Winter, wenn sie um den Kamin herumsitzen. Auch die Frauen, besonders ältliche, rauchen viel aus solchen Pfeifen im Hause und bei den Nachbarn, doch selten über die Straße, was nur Weiber vom gemeinsten Schlage wagen. Ohne Cigarren und Kautabak aber kann, wie gesagt, kein Amerikaner leben; nie wird man einen sehen, der nicht eines von beiden im Munde hat: der zwölfjährige Knabe wie der Greis, der Reiche wie der Arme, der Präsident in Washington wie der Hinterwälder — jeder hat seinen Brocken Kautabak im Backen liegen, und spuckt und geifert dabei dermaßen, daß in kurzer Zeit, er mag sein wo er will, ein See brauner stinkender Jauche sich mehr und mehr um ihn herum auszudehnen beginnt. Auch der ärgste Feind hilft dem andern mit Kautabak aus, denn einem Amerikaner den Kautabak entziehen, wäre für ihn ärger als Todesstrafe. Aber auch die meisten Deutschen, sowie alle andern Einwanderer nehmen bald nach ihrer Ankunft diese ekelhafte Sitte an, und machen sie sich zum Bedürfniß.

Auch rohe Zwiebeln sind eine Lieblingsspeise des Amerikaners, sowie er überhaupt in gar Manchem Aehnlichkeit mit dem Juden verräth. Das Aufstoßen nach dem Essen, gewöhnlich Koppen genannt, wird durchaus für nichts Anstandwidriges gehalten, und diesem Drange jederzeit und in welcher Gesellschaft es auch sein mag, unaufhaltsam Folge geleistet. Hat der Amerikaner nichts zu thun, so sucht er ein Stückchen Holz, zieht sein Messer heraus und fängt an

zu schnitzeln, während er sich mit einem Andern unterhält oder nachdenkt. Sitzt er am Tische und will sich's bequem machen, so legt er die Beine auf den Tisch; sitzt er am Kaminfeuer, so stemmt er die Füße gegen die obere Feuerwand an, und spuckt dabei in's Feuer. Durchgehends besitzt er ein lebhaftes aufgewecktes Temperament, ist gewandt im Umgang, versteht sich einzuschmeicheln und spricht comme il faut; — allein wer seinen Worten ungemessenen Glauben schenkt, wird sich oft betrogen sehen und sein Vertrauen mit schwerem Verlust bezahlen müssen.

In Bezug auf die geistigen Getränke des Landes ist das gebräuchlichste Whisky: ein ziemlich starker Branntwein aus Welschkorn mit Zusatz von etwas Roggen. Davon wird beinahe in jedem Hause ein Krug voll vorräthig gehalten. In den Wirths- und Kaffehäusern trinkt man außer Whisky Brandy, Cognac rc. und Wein und Bier. In einer Bouteille wird auch noch „Bitters“ hingestellt. In alle Schnapsarten mischt nämlich der Amerikaner geriebenen weißen Zucker und „Bitters“, zuweilen auch noch anderes, z. B. Pfeffermünzessenz, Muskatnuß rc. Alles was er trinkt, muß süß schmecken und stark sein. Von Wein versteht er gar nichts, und was unter dem Namen Wein in den Wirthshäusern gereicht wird, ist meistens aus Frankreich eingeführtes künstlich fabrizirtes Zeug aus Branntwein, Wasser, Zucker und Gewürz. Es schmeckt süß und erregt hintennach Kopfschmerz. Bei besonderer Veranlassung trinkt man noch Champagner, Port und Madera, wenigstens so getauft; Rheinwein, der in nicht unbedeutender Menge eingeführt

wird, trinken nur die Deutschen, denn der Amerikaner findet ihn schlecht, weil er nicht süß schmeckt. Fast jeder, wenn er nicht ein Temperenzmann ist, nimmt Morgens nüchtern vor dem Frühstück seinen „Bittern".

Wie es in Deutschland Sitte ist, daß Frauen und Mägde auf den Markt gehen und einkaufen, so thun es in Amerika die Männer. Der Mann nimmt, sowie er aufgestanden ist, den Henkelkorb an den Arm und geht auf den Markt um Fleisch, Gemüse, Butter, Eier und was die Küche nöthig hat einzukaufen. Auf dem Heimwege wird dann wieder in einer befreundeten grocery der „Bittere" genommen. Das Gemach in Kaffe- und Wirthshäusern, wo die Getränke aufgestellt sind, wird Bar genannt; es ist ein Zimmer mit 2—3 Schäften an einer Wand versehen, auf denen die Schnapsflaschen (Liquor Bottels) Parade machen, und zur Ausschmückung je zu zweien durch eine Citrone getrennt sind. Davor steht ein langer Tisch (Counter) und dahinter der Barkeeper (Kellner). Tritt der Amerikaner in die Wirthsstube, so läßt er sich, falls er kein Loafer ist, selten nieder, sondern stellt sich vor den Counter, und fordert was er zu trinken wünscht sammt allen Zuthaten und Beimischungen (wie Zucker, Bitters rc. wozu im Winter noch heißes Wasser mit Eiern vermischt kommt, welche Mixturen dann nach ihren verschiedenen Bestandtheilen verschiedene Namen erhalten wie Hot punch, Egg Nack, Tom and Jerry, Irish Cocktail rc. Das letztere ist ein Gemisch von Whisky, warmem Wasser und zu Brei zerquetschten gebratenen Aepfeln). In größter Geschwindigkeit wird ihm das

Verlangte gereicht, während der Gast das Geld abzählt; er leert darauf mit einem Schluck sein Glas aus und geht wieder zur Bar hinaus.

Außer wenn Breakfast-Dinner- oder Souper-time (Frühstück-, Mittag- oder Nachtessenszeit) ist, kann ein Fremder in einem Wirthshause nichts zu essen bekommen, als allenfalls ein paar Crakers, kleine runde Dinger von der Größe eines Thalers, eine Art Zwieback oder Matzen aus festem Teige; diese Crakers sind auf jedem Counter in großen weißen Zuckergläsern aufgestellt, und jedem Gaste steht es frei sich einige zu nehmen. In den bessern Kaffehäusern der großen Städte ist es eingeführt Mittags 11 Uhr in der Bar kalte Speisen: Wurst, Schinken, Zunge, Salat, Käse, Butter u. dgl. aufzustellen, zur unentgeldlichen Benutzung der Anwesenden. Durch öftere Wiederholung des „Bittern" oder eines sonstigen Schlucks (auch Dram genannt) sowie durch häufigen Besuch überhaupt sucht man den Wirth für das genommene Essen wieder schadlos zu halten. Der Name dieser Mahlzeit ist Lunch; und wer den besten Lunch aufstellt, hat sich zwischen 11 und 12 Uhr unfehlbar einer guten regelmäßigen Kundschaft zu erfreuen. Um 12 Uhr wird abgetragen und die Lunchzeit ist vorüber. Von Einigen aber wird diese Einrichtung benutzt, um sich, indem man mehrere Lunchs nacheinander besucht, ein gutes und wohlfeiles Mittagsessen zu verschaffen.

Um in der Haushaltung die alten und zerrissenen Kleidungsstücke noch auf eine nützliche Art zu verwenden, werden die wollenen Lumpen gesammelt und daraus von den ameri-

kanischen Hausfrauen Teppiche verfertigt, indem sie die Lappen in schmale Riemen schneiden, die gleichfarbigen dann an den Enden zusammennähen und mit gehöriger Eintheilung der Farben das Ganze arangiren. Diese Teppiche befördern sehr das Warmhalten der Zimmer, was bei den gewöhnlich schlechten Fußböden und leichtgebauten amerikanischen Häusern sehr nothwendig ist.

Auf dem Lande trifft man es häufig, daß die Frauen nicht blos alle Kleider für sich, sondern auch für die männlichen Mitglieder der Familie verfertigen, nachdem der Schneider vorher das Zeug geschnitten hat.

In den Städten kann man täglich frisches Fleisch bei den Metzgern haben; auf dem Lande aber schlachtet der Bauer gewöhnlich im Winter seinen Vorrath Fleisch für's ganze Jahr. Das Vieh wird nicht in Ställen gehalten, sondern ernährt sich im Freien; zur Zeit des Schlachtens werden auch die Schweine durch vorgeworfenes Welschkorn in die Nähe der Wohnungen gelockt, und auf die dem Tode Geweihten abgerichtete Hunde gehetzt, welche sie einfangen. In der Gefangenschaft, die in einer kleinen Umzäunung von Fenzriegeln besteht, erhalten sie täglich anfangs dreimal, später zweimal während drei Wochen Welschkorn, wodurch sie fett gemacht werden. Dann geht das Schlachten los, was jeder Amerikaner selbst verrichtet. Das Thier wird in Schinken, Schultern und Seitenstück zerlegt, vom Kopfe werden die Kinnbacken noch abgehauen, und die innern Theile Herz, Lunge, Leber, Nieren den Hunden vorgeworfen. Was man zu Schmalz benutzen will wird abgeschnitten, das andere

in kleine Fässer, denen man die Deckel ausschlägt, eingepackt, eine starke Salzlauge darüber gegossen und es dann mit Steinen beschwert. Nach vierzehn Tagen wird das Fleisch wieder aus den Fässern genommen, und im Rauchhaus aufgehängt. Das so zubereitete geräucherte Schweinefleisch wird Bacun genannt, und fast ohne Ausnahme von den Farmern zu ihrem Welschkornbrod gegessen; höchstens daß einmal im Jahre außer den Schweinen noch eine alte Kuh geschlachtet wird, von der man ein Viertel zu eigenem Gebrauch zurückhält, und das übrige an die Nachbarn verkauft. Die Schweine vermehren sich außerordentlich, so daß die wenigsten Bauern genau wissen können, wie viel sie deren draußen herumlaufen haben. Doch werden die Jungen immer von Zeit zu Zeit eingefangen und ihnen Zeichen in die Ohren eingeschnitten, woran dann jeder Farmer später seine Thiere erkennt. Um die Kühe zum Heimkehren zu bringen, werden die Kälber in die Nähe der Wohnungen eingepfercht, woselbst sich die Kühe gewöhnlich Morgens und Abends einfinden, um sich von ihren Kälbern aussaugen zu lassen, bei welcher Gelegenheit man sich auch zugleich für seinen eigenen Bedarf Milch holt. Nur in den Städten werden Kälber geschlachtet, auf dem Lande nicht. Durch die Sitte, das Vieh nicht in Ställen zu halten, geht manches Stück jährlich zu Grunde, im Sommer durch die Hitze, im Winter durch Kälte, sowie durch Versinken in Sümpfen und andern Zufälligkeiten. Im Spätjahr verläuft sich auch manches Thier, um bessere Waide zu suchen. Aus diesen und andern Gründen können nur sehr wohlhabende Farmer das ganze Jahr

hindurch außer dem eigenen Milch- und Butterverbrauch noch Butter ꝛc. zum Verkauf übrig haben. Sehr häufig geschieht es auch, daß es dem Vieh bei einem neuen Herrn nicht gefällt, und es den Weg zu seinem früheren wieder aufsucht. So müssen oft manche Tage damit hingebracht werden, eine verlaufene Kuh, ein Pferd oder Joch Ochsen aufzusuchen. Zuweilen sind die Ochsen auch so gescheidt, daß, wenn sie Abends den Wagen für den andern Morgen zurichten sehen, sie davon laufen und sich verstecken, wodurch dann der Farmer seine liebe Noth beim Aufsuchen hat und vom Thau (der im Westen Sommers stark fällt) bis über die Knie durchnäßt wird, und Rock und Hosen im Gestrüpp der Wälder zerreißt. Am schwierigsten ist das Einfangen der Pferde.

Hier und da gibt es einen vermöglichen Farmer, der auch eine Schaafheerde hat; im Ganzen aber wird die Schaafzucht lange nicht so betrieben, wie es bei den großen Strecken unbebauten Landes möglich wäre. — Von Geflügel werden besonders Hühner gehalten, dann hin und wieder auch Welsche, aber wenig Gänse und noch weniger Enten, weil es auf vielen Farmen an dem nothwendigen fließenden Wasser fehlt. Keine Sorte von zahmem Fleisch schmeckt übrigens so gut und kräftig wie in Deutschland, wo das Vieh eine bessere Pflege und Stallfütterung hat.

Die gewöhnlichsten Gebäude auf einer Farm bestehen in einem Wohnhause, der sogenannten Korngrippe (zur Aufbewahrung des Welschkorns), dem Rauchhaus und allenfalls noch in einem Schuppen oder Blockhüttchen. Zur Erbauung

des Wohnhauses wird in dem nächstgelegenen Walde zuerst die benöthigte Anzahl Bäume gehauen, und diese dann zu Blöcken von der gewünschten Länge abgeschroten. Ist diese Arbeit vollendet, so wird das Holz nach dem bestimmten Hausplatz hingeschleift, und der Platz geebnet und gesäubert. Darauf geht der bauende Farmer zu seinen umwohnenden Nachbarn und Bekannten, und bittet sie, ihm an einem zu bestimmenden Tage beim Aufrichten seines Hauses behülflich zu sein. Nachdem sich nun eine genügende Zahl Mitarbeiter eingefunden, um die Arbeit beginnen zu können, werden vier der Geübtesten ausgewählt, um die Zimmermanns-Arbeit zu besorgen. Man heißt diese Corner men, weil sie auf den vier Ecken stehen, wo der Eigenthümer schon vorher vier Blöcke als Pfeiler und Träger des Ganzen in den Boden gegraben hat. Die Blöcke oder Balken, unbehauen und mit der Rinde (logs), welche das Haus bilden sollen, werden dann auf die etwa zwei Fuß hoch aus dem Boden ragenden Eckpfeiler gelegt, und zwar im Viereck übereinander aufgeblockt, so daß immer zwei auf den entsprechenden Seiten einander gegenüber zu liegen kommen. Die Corner men fügen sie darnach an den Enden durch eingehauene Kanten und Luken an einander. Während dieser Arbeit wird die Mannschaft mit Whisky traktirt und zum Mittagessen eingeladen. Nach Beendigung des Aufblockens wird ein Schindeldach auf's Haus gemacht und Oeffnungen für Thüre, Fenster und Kamin aus den Blöcken herausgesägt. Fußboden und Decke bekommt das Zimmer oft später. Um die Zwischenräume zwischen den Balken auszufüllen werden Blöcke in kurze

Stücke von $1^1/_2$—2 Fuß versägt, und diese in dünne Scheiter gespalten, welche dann oben und unten der Breite nach zugeschärft und eines neben das andere in schiefer Lage zwischen die Blöcke mit der Axt eingekeilt und mit Lehm oder Kalk von außen und innen beworfen werden. Nun ist das Wohnhaus fertig und besteht aus einem einzigen Raum, der gewöhnlich eine Größe von ungefähr 16′ Breite und 20′ Länge hat. In diesem Raume lebt die ganze Familie zusammen. Unter allen Ständen in Amerika ist es Sitte, welche keine Ausnahme erleidet, daß stets Mann und Frau in einem Bette zusammen schlafen. In einer so kleinen Hütte nun kann dieser Gebrauch keinen guten Einfluß auf die Kinder haben. Freilich, je nachdem ein Farmer Vermögen besitzt, gibt er seinem Hause auch größern Umfang und mehrere Abtheilungen.

Das Land unterscheidet sich vornehmlich in Timber- und Prairie-Land. Timber ist Wald und Prairie baumloser wilder Grasboden, auf dem je nach Beschaffenheit der Erde das Gras eine Höhe von 3 Zoll bis zu 6 Fuß erreicht. Solcher Prairien gibt es besonders im Westen von ungeheurer unübersehbarer Ausdehnung. Am liebsten ist es natürlich dem Farmer, wenn sein Land aus Wald und Prairie zugleich besteht, so daß er die Prairie zum Anbau und den Wald zum Einfenzen des zur Benutzung bestimmten Landes verwenden kann. Denn das Einfenzen des Landes nach amerikanischer Weise und das im Standhalten der Fenze erfordert bedeutenden Holzvorrath. Weil das Vieh im Freien läuft, so muß das angebaute Feld eingezäunt, oder wie man

fägt eingefenzt werden. Wenn man aber nicht Prairie und Wald beisammen haben kann, so nimmt man lieber blos Wald als blos Prairie, des angegebenen Grundes wegen. Land, das alle die erwähnten Vortheile bietet, ist jetzt schon in manchen Gegenden rar, so daß sich häufig selbst mitten in der Prairie Farmen zu erheben beginnen, deren Besitzer dann genöthigt sind ihre Fenzriegel zu kaufen und Stunden weit zu führen, oder was schon nicht mehr selten ist, einen Graben und Wall um ihr Feld herum aufzuführen, um das Vieh abzuhalten. Hat der Farmer aber lauter Wald, so macht er mit dem ebensten Theil desselben den Anfang zum Anbau und beginnt zu lichten. Alles kleine Gesträuch und die jungen Bäume bis zur Dicke von acht Zoll im Durchmesser werden umgehauen, und die Wurzeln durch Hacken und Umpflügen aus dem Boden geschafft. Die größern Bäume aber behaut man ringsherum drei Fuß über dem Boden, nie niedriger, und die Stumpen bleiben stehen bis sie nach Jahren verfaulen und absterben. Zu Fenzriegeln werden die dicksten Bäume von der besten Holzart besonders ausgesucht, die Stämme in zehn Schuh lange Abschnitte getrennt, und diese dann zu starken Scheitern gespalten ꝛc. — Wohnt man nicht gerade ganz in der Nähe einer Stadt, um das Abholz, das beim Lichten eines Waldes fällt, verkaufen zu können, so wird es auf Haufen getragen und verbrannt.

Das erste, was auf einem neuen Felde angebaut wird, ist Welschkorn, das Hauptnahrungsmittel des Bauers, so daß Mancher sein Leben lang nichts Anderes baut. Bei regelmäßiger Bepflanzung werden, nachdem das Feld

gepflügt ist, immer in einer Entfernung von vier Fuß 3—4 Kerne Welschkorn in die Furchen gelegt und mit der Hacke wieder zugedeckt. Wo aber mehr als zwei Stengel auf einem Haufen aufgehen, werden die übrigen nach einigen Wochen beim Ausjäten des Unkrauts abgehauen, um die Kraft der Pflanze zu concentriren. Zur Erhaltung einer guten Ernte ist es ferner nothwendig im Juni und Juli mit dem Pflug durchzugehen und das Feld über's Kreuz zu pflügen. Bei solcher Behandlung erreichen die Stengel dann eine Dicke von zwei Zoll und eine Höhe von zehn bis zwölf Fuß mit 2—3 Kolben. Freilich hängt dabei viel von der Güte des Bodens ab und ob er schon lange oder erst kurz bebaut ist, denn mit dem Düngen des Bodens gibt sich der amerikanische Bauer noch wenig ab. Zwar wäre dieses in vielen Gegenden des fruchtbaren Bodens wegen auch ganz überflüssig; allein auch bei magerm Boden und wo dieser schon lang im Bau ist und das Düngen wohl ertragen könnte, fehlt die Möglichkeit dazu, so lange die Stallfütterung nicht eingeführt ist.

Außer dem Welschkorn (Zea mays) wird auch Waizen viel gebaut, besonders in Michigan und dem nördlichen Theile von Ohio und Illinois; der wenigste Theil davon aber zu eignem Gebrauch. Dies Getreide wird an große Handelshäuser und Mühlenbesitzer verkauft, und von diesen dann das Mehl in Fässer verpackt (wovon jedes 196 Pfd. amerikanisch wiegt) und verschickt. Solcher Fäßchen gelangen jährlich viele Tausende, besonders von New-York aus, nach Europa hinüber. — In der Nähe von Städten wird dann auch noch, namentlich zum Verkauf an Wirthe und Bierbrauer, Hafer,

und Gerste gebaut, und zwar letztere hauptsächlich von deutschen Bauern. Auch Kartoffeln werden viele gepflanzt, sie sind größer aber nicht so gut wie in Deutschland, nämlich wäßrig und geschmacklos.

Die nach den Blockhütten nächst beste Art von Häusern sind die sogenannten Främehäuser (Framehouses). Aus solchen bestehen größtentheils die kleinern Städte. Sie werden auf folgende Weise gebaut: Vier beschlagene Balken von der Länge wie das Haus lang und breit werden soll, bilden den Kranz; in diese werden ringsherum, immer zwei Schuh von einander, 4 Zoll im Quadrat haltende beschlagene Pfosten aufrecht eingestemmt. Auf diese Pfosten werden dann von oben wieder vier Balken eingelassen, und das Gerippe oder der Rahmen (Frame) des Hauses ist fertig. Hierauf wird das Dach gesetzt, und dann die Wände und obere Decke von innen mit vier Fuß langen Latten ausgefüllt und mit Mörtel verstrichen und geglättet. Von außen werden an die Pfosten 5'' breite und 1½'' dicke Brettchen (gewöhnlich Schwarz-Wallnußholz) von unten herauf in dachziegelförmiger Ordnung angenagelt und mit Bleiweißfarbe angestrichen. Diese Art Häuser sehen ziemlich freundlich aus, allein sie sind im Winter sehr kalt, weil der vier Zoll weite Zwischenraum zwischen den Brettern außen und den Latten innen leer bleibt. Dieser leere Raum hat außerdem auch noch die Folgen, daß er Ratten und Mäusen einen herrlichen Aufenthalt gewährt, mit welchen Thieren gleichwie mit Wanzen jedes Haus in Amerika reichlich gesegnet ist.

Auf die Främehäuser folgen dann die backsteinernen,

Brickhäuser genannt (brickhouses). Zwei Backsteine in der Breite nebeneinander gelegt, bilden die Dicke der Mauer. Steht eine Stadt auf felsigter Unterlage, so werden im Verlauf der Zeit von reichen Leuten auch steinerne Häuser gebaut, sie sind aber die seltensten. Die Dächer sind fast durchgängig mit Schindeln gedeckt, nur in den großen Städten sieht man auch Schieferdächer; Ziegeldächer aber nirgends.

Neue Städte zu gründen, macht in Amerika keine Schwierigkeit; dies ist ein Haupt-Handels- und Spekulationszweig. Vorzüglich findet das in den westlichen Staaten und Gebieten statt, wohin der Hauptzug der Einwanderer geht, sowohl der Europäer als Amerikaner. Der letztere hat, wie ich schon oben bemerkte, so lange nirgends Ruh und Rast, bis er nicht tief in der Wolle sitzt; sein einziger Gedanke, die Gierde Geld zu erwerben, verläßt ihn erst im Grabe, weßhalb er auch keine Heimat hat, und immer weiter und weiter nach Westen zieht. Hat er irgendwo dann wieder ein Stück Land in Besitz genommen, entweder durch Kauf von Privaten oder der Regierung, und er denkt eine Spekulation ausführen zu können, so läßt er sein Eigenthum vom ersten besten Feldmesser zu Hausplätzen ausmessen, bei welchem Geschäfte die am Flusse hin und um den Marktplatz herum ausgestellten Plätze gewöhnlich die kleinsten sind, weil solche ihrer vortheilhaften Lage wegen am höchsten bei der Steigerung kommen. Hierauf gibt man der Stadt einen pompösen Namen, z. B. Washington, Sparta, Athen, Jefferson, Jackson rc. und schreibt eine Steigerung aus. In diesem Ausschreiben werden die zahllosen Vortheile, welche die

Lage der neuen Stadt in jeder Hinsicht darbiete, dermaßen glänzend geschildert, daß man glauben sollte, man könne nichts Besseres thun als Alles liegen und stehen lassen, und sich dort einen Hausplatz kaufen, so lange es noch eben Zeit sei. Allein meistens hat es nicht so sehr Noth mit der Eile; und wenn die Lage des Orts nicht vorher schon allgemein als eine sehr gute bekannt ist, woraus sich beinahe mit Bestimmtheit schließen läßt, daß der Anbau von guten Folgen ist, so ist die Spekulation eine sehr gewagte, und man muß sich dann auf keinen Fall zu hoch einlassen. — Ob viel oder wenig Häuser an einem Fleck entstehen, ist gleich, es heißt doch immer Stadt und wenn diese auch nur aus drei Blockhäusern bestände, worunter gemeiniglich das erste eine grocery, das zweite ein Kramladen und das letzte eine Schmiede ist. Solcher Städte kann man zu Dutzenden im Innern des Landes und den Flüssen entlang zu sehen bekommen. Mit der Zeit aber erhebt sich gewöhnlich eine über die umliegenden andern, und diese bleiben dann für alle Zukunft entweder todte unbedeutende Nester oder werden auch wieder ganz verlassen von Menschen.

Die Häuser in den Städten, welche an den Landungsplätzen der Dampfschiffe, auf den Marktplätzen und Hauptstraßen stehen, werden im untern Stock ohne Ausnahme, größtentheils auch bis oben hinauf, zu Kaufläden, Kaffehäusern, öffentlichen Versteigerungslokalen (auction stores) und allen möglichen Magazinen, Büreaus und Geschäftszimmern hergerichtet. Die Wohnungen für die Familien sind in den entlegeneren Gassen, im Hintergrund und außer-

halb der Stadt; und wie sich diese hebt und an Bedeutung gewinnt, so ziehen sie sich in gleichem Verhältniß weiter zurück. Was frägt der Amerikaner nach einer angenehmen freundlichen Wohnung; seinem Verlangen nach Geld muß alles Uebrige weichen. Sich das Leben angenehm zu machen, es als Mensch zu genießen, das fällt ihm nicht ein. Nur die Sucht reich zu werden, sei es auf ehrlichem oder betrügerischen Wege, ist die Triebfeder, die sein ganzes Wesen, seine körperlichen und geistigen Kräfte Tag und Nacht in Thätigkeit erhält. Der Raum des Hauses wird bis zum kleinsten Fleck zum Gelderwerb benutzt. Fast kein Haus hat einen Hausgang, die Zimmer öffnen sich alle unmittelbar auf die Straße, und eine Familie, welche in Deutschland wenigstens drei Zimmer, ein paar Kammern, Küche, Keller rc. glaubt nöthig zu haben, um leben zu können, wohnt dort in einem einzigen Zimmer beisammen. Küchen hat man auf dem Lande selten, weil man im Kamin, oder wenn das Haus keinen hat, in eisernen Oefen kocht. Das was die Amerikaner Kitchen (Küche) nennen, ist eigentlich nur ein Verschlag, wo der Proviant und das Küchengeschirr aufbewahrt wird. In den Hauptstraßen der Städte ist der Raum der Häuser so sehr für das Geschäft in Anspruch genommen, daß ein großer Theil selbst keinen Abtritt hat. Auch sind diese nie und nirgends im Hause selber angebracht, sondern immer in einem Eck des Hofes so einfach wie möglich. — Kommoden, Kasten rc. hat der Amerikaner nicht sehr nöthig, da er die Kleider an den Nägeln der Wand aufhängt rc. Dagegen wird man selten in einem Wohn- oder Geschäftszimmer einen

Spiegel vermissen. Dieser ist dort, wo so viel blos auf den äußeren Schein berechnet ist, einer der unentbehrlichsten Gegenstände. So wie der Amerikaner ins Haus tritt, betrachtet er sich gleich nach allen Richtungen und ganz mit Muße im Spiegel."

Wenn amerikanische Frauen sich besuchen, so gibt es in der Regel keine Bewirthung mit Kaffe rc. wie bei uns in Deutschland, auch ist die Unterhaltung weit weniger lebhaft. Dafür aber kämmt sich Eine nach der Andern das Haar aus. Der Besuch bringt keine Arbeit mit sich, nimmt ruhig Platz im Rocking chair, und die Hausfrau läßt sich in ihrem Geschäft nicht stören. Endlich nach einem langweilig hingebrachten Nachmittag erhebt sich der Besuch und geht mit einem good evening wieder zur Thür hinaus. Hält aber eine Frau einmal eine sogenannte Quilding, so geht es schon besser. Quildings sind eine Art Bettspreiten, die aus einer Menge kleiner farbiger Fleckchen und Lappen wie z. B. eine Hanswurstjacke in allerhand Figuren zusammengesetzt sind. Zum Verfertigen dieser Decken werden nun die Freundinnen und Verwandten eingeladen und bei der Arbeit traktirt. Das heißt man eine „Quilding halten".

Im Sommer haben alle Frauenzimmer, wenn ausgeritten wird, Strohhüte mit grünen Schleiern auf. Im Hause aber und zum gewöhnlichen Gebrauche trägt man eine andere Art Hüte. Sie bestehen aus dicken Bogen Pappdeckel halb zusammengerollt und mit einem Stück Baumwollenzeug überzogen, das an den Seiten etwas, im Rücken aber weit herunterhängt. Hinten im Nacken wird das Tuch, um ein

wenig Façon dem Hut zu geben, mit einem Zug zusammengezogen. Im Winter sind diese Art Hüte schützend gegen die Kälte, und im Sommer gegen die Muskiten.

Eine Lieblingssache des Amerikaners ist es, in der Zugluft zu sitzen, was übrigens merkwürdig genug ohne den geringsten Nachtheil geschieht.

In Gegenden wo Steinkohlen gegraben werden, die sich in Nordamerika überhaupt häufig finden, werden diese von den Städtern im Winter mehr verbrannt als Holz. Aber auf dem Lande und besonders da wo Holz genug ist, brennt den ganzen Tag im Winter ein furchtbares Kaminfeuer. Während man dann jedoch auf der einen Seite fast verbrennt, so erfriert man auf der andern in den schlechten Häusern und kalten Wintern. Nicht nur im Winter aber darf bei dem Farmer das Feuer im Kamin Tag und Nacht nicht ausgehen, sondern auch im Sommer wird in einer Ecke beständig Glut in der Asche gehalten. Manchmal ereignet es sich aber, daß der Regen zu stark durch den Kamin stürzt, das Feuer erlöscht, und keine Matches (Zündhölzchen) im Hause sind, dann muß der Mann auf den benachbarten Farmen herumlaufen, und einen Feuerbrand heimholen, um wieder kochen zu können. Ueberhaupt gehört die Unterhaltung des Feuers zum Dienst des Mannes, und Morgens früh, sobald er sich von der Seite seiner Ehehälfte erhoben hat, ist es sein Erstes, das Feuer im Kamin anzuzünden und Wasser beizustellen, während die Frau noch ein halbes Stündchen der Ruhe pflegt.

Nicht immer ist es der Fall, daß die Farm Eigenthum des Bewohners ist. Ein solcher Pächter, wenn er das Land

mit dem Vieh und Geschirr des Besitzers baut, hat die Hälfte der Ernte als Pachtzins abzugeben. Baut er aber mit eigenem Vieh und Geschirr, so tritt er den dritten Theil von Allem ab.

Der Bau sowie die Ernte des Getreides wird in Amerika lange nicht mit solcher Sorgfalt betrieben wie in Deutschland. Es wird alles mit Sensen gemäht, dann nur obenhin das Gröbste aufgerafft, in Bündel gebunden und nach zwei Tagen heimgefahren. Zu Hause wird es, weil die wenigsten Farmer Scheunen haben, in großen Stöcken im Freien aufgesetzt. Gedroschen wird nicht wie bei uns mit Dreschflegeln, sondern auf einem geebneten und gereinigten Platz im Freien wird die Frucht in einem großen Kreis ausgelegt und dann Ochsen oder Pferde darauf herumgetrieben, die das Korn austreten. Aus all dem kann man schließen, daß wohl der vierte Theil der Ernte nicht in Kasten sondern den Schweinen zu Gute kommt.

Die Mehrzahl der Mühlen sind Dampfmühlen; hin und wieder trifft man auf dem Lande auch Ochsenmühlen, nirgends aber Wassermühlen. Die Ochsenmühlen sind meistens nur zum Mahlen des Welschkorns für die umwohnenden Farmer bestimmt, und erhalten den sechsten Theil als Mahlerlohn. — Kommt ein Farmer mit einer Quantität Waizen zur Dampfmühle, so bekommt er je nach der Qualität desselben ein bestimmtes Gewicht Mehl dafür aufgeladen, und sein Waizen wird zum andern von gleicher Qualität in den Kasten geschüttet.

Der Gemüsebau steht auch auf keiner hohen Stufe in

Amerika. In der Nähe großer Städte gibt es freilich Gärtner, die sich damit beschäftigen, allein sie pflanzen nichts besonders Feines, gewöhnlich nur Kraut (Cabbage), Rüben, Salat, Gurken, Melonen, Kürbis, Zwiebeln, Rettich, rothe Rüben und Bohnen. Vorzüglich gut geeignet ist das Klima im Westen (z. B. im südlichen Theil von Illinois, Kentuky, Missouri und Arkansas) für Gurken, Kürbisse, Zucker- und Wassermelonen. Diese Früchte gerathen jedes Jahr außerordentlich in Folge der heißen Sommer und des starken Nachtthaus. Gleiches ist der Fall mit Aepfeln und Pfirsichen. Von den erstern gibt es vielerlei Sorten und alle schmecken süß und gewürzhaft. Die Pfirsiche aber, obgleich die Bäume jeden Sommer ebenso reichlich wie die Aepfelbäume tragen, sind lauter ordinäre Sorten. Die Aepfel, die nicht grün verspeist, geschnitzt und getrocknet werden, verwendet man zu Aepfelwein, welcher ganz vorzüglich und besser wird als in manchen Gegenden Deutschlands der Wein. Die nicht frisch gegessenen oder gedörrten Pfirsiche werden gebrannt und liefern den Pfirsich-Branntwein (Peach-Brandy). — Die übrigen Obstarten sind von sehr geringer Bedeutung. Birnen rar; Zwetschgen gedeihen nicht und arten zu wilden Pflaumen aus, sowie süße Kirschen zu sauern. Brombeeren sind häufig in den Wäldern, Himbeeren findet man blos hie und da in Gärten. Erdbeeren gibt es im Juni eine Menge in den Prairien, es ist aber eine von der deutschen verschiedene Art, welche die Beeren an ganz kurzen Stielen hart am Boden trägt und lange nicht so gewürzhaft als die deutsche Sorte ist. Heidelbeeren gibt es nur in einzelnen Staaten.

Beinahe an jedem Baum in den Wäldern ranken wilde Reben von merkwürdiger Dicke bis an die Gipfel hinauf. Auf den Farmen sieht man oft lange Stämme oder Ranken davon quer aufgespannt und als Waschseile im Gebrauch. Sie bilden zuweilen ganze Lauben und gewähren einen prächtigen Anblick. Es gibt davon hauptsächlich zweierlei Arten, die man Sommer- und Winter-Grapes nennt. Sie tragen beinahe jedes Jahr reichlich, allein an den Trauben ist nicht viel, sie sind sauer, dickhäutig und trocken von dunkelblauer Farbe. Ein Schweizer, der in meiner Nähe wohnte, preßte der Curiosität wegen einmal ein paar Maß Wein aus diesen Trauben, welcher im zweiten Jahre zwar noch etwas rauh, allein uns dennoch ganz gut schmeckte, da wir wußten, daß es natürlicher Wein war, der in Amerika so selten ist. Das wenige, was in Amerika selbst von Deutschen gebaut wird, wächst in der Nähe von Cincinnati, in den Staaten Ohio und Indiana, ist fürs Ganze vollkommen bedeutungslos und einige Tage nach dem Herbste schon wieder verschwunden. Zwar sind auch in andern Gegenden und Staaten, wie Illinois und Missouri, schon hin und wieder Versuche mit Rebenanlagen gemacht worden, allein mit keinem besonders günstigen Erfolge. Daher zweifelt man noch immer, ob die passendste Sorte Trauben genommen und die entsprechendste Art der Pflanzung stattgefunden habe; oder ob überhaupt das Klima des Landes sich für den Anbau der edlen Rebsorten eigne. Daß das Letztere der Fall, dürfte man wohl daraus schließen, weil die wilden Sorten so üppig wachsen; jedenfalls aber würde der Ertrag durch die ungeheuern Schwärme

und Züge von wilden Vögeln bedeutend geschmälert werden. Sollte übrigens je der Weinbau in Amerika zu irgend einiger Bedeutung gelangen, so gehen darüber gewiß noch viele Jahre hin, denn die Mühe und Sorgfalt, welche die Cultur des Weinstocks erheischt, ist durchaus unvereinbar mit der flüchtigen unstäten Natur des Amerikaners; er wird sich nie damit befreunden und aushalten. Der deutsche Bauer aber hat genug zu arbeiten, nur um seine Familie und sein Vieh mit dem Nöthigsten zu versehen, und vergißt darüber den Wein.

Weil das Augenmerk des Amerikaners bei allem was er thut, nur darauf gerichtet ist, den größtmöglichen Geldgewinn zu erzielen, so findet dies Princip auch bei der Einrichtung der Gasthäuser statt. Um so viel Gäste als möglich beherbergen zu können, hat man keine einzelnen Zimmer mit Tischen und Stühlen, Sopha's und Spiegeln, wie in Deutschland, sondern große Kammern mit zweischläfigen Betten und Schrägen, wo ein ganzes Dutzend und noch mehr Gäste zusammengesperrt werden. Außer einem Spiegel ist sonst nichts weiteres in diesen Kammern zu finden; waschen muß man sich unten im Hof und zum Abtrocknen dient e i n Handtuch für Alle.

Auf den amerikanischen Bällen werden fast blos französische und englische Tänze getanzt. Walzen kam erst in neuerer Zeit in den großen Seestädten des Ostens in Gebrauch, und war in Bezug auf seine Schicklichkeit und Sittlichkeit Veranlassung zu manchen Controversen in der vornehmen scheinheiligen Welt. Seit Col. Polk zum Präsidenten

gewählt ist, ist nun die Polka der most fashionable dance. Auf den Bällen der großen Städte spielen gewöhnlich deutsche Musikanten auf; auf dem Lande aber und wo diese fehlen, übernimmt ein Schwarzer den Dienst des Musikers. Unter dieser Race von Menschen findet man nämlich nicht selten Individuen, die einige beliebte amerikanische Arien, wie z. B. den Yankee Doodle, auf der Geige herunterzukratzen verstehen. Der Künstler wird dann auf einen Stuhl in die Ecke des Zimmers gesetzt, und seine ergötzliche Affenmusik ist hinreichend die ganze glorreiche Ballgesellschaft bis in den Himmel zu verzücken. Wenn nun noch bei solchen Gelegenheiten Champagner und Brandy anfangen, ihre Wirkung zu äußern, so kann der Amerikaner seiner Natur nicht länger Zwang anthun, sondern sie durchbricht so heftig alle Schranken, daß unsre deutschen Bauernburschen sich des Betragens dieser sonst so gewaltig vornehm thuenden Gentlemen schämen, so wenig gentlemanlike ist es.

Was Musik und Gesang anbetrifft, wie überhaupt alle schönen Künste, so sind die Amerikaner noch auf einer niedern Stufe der Bildung und werden dies ohne Zweifel auch noch lange bleiben. Außerdem daß die englische Sprache überhaupt für Gesang nicht geeignet ist, beruht nach meiner Meinung die Ursache des Mangels an vollendeter schöner Kunst in den schon so oft erwähnten traurigen Verhältnissen des Landes, nämlich an dem Mangel von Schönheitssinn, sittlicher Bildung, zweckmäßigem Unterricht rc. und dem Ueberfluß an Geldgier und Selbstsucht. Letztere muß das Herz des Menschen verhärten, so daß nichts Edles, Reines

und Schönes im Stande ist einen bleibenden guten Eindruck darin zurückzulassen.

Diese Betrachtung führt mich nochmals auf meine Ansicht vom Charakter des Amerikaners, zu dessen Beleuchtung hier noch einige Nachträge folgen sollen.

Vor Allem hält er, wie schon oben angedeutet, viel auf den äußern Schein, vermittelst dessen er eine günstige Meinung von sich bei Andern hervorzurufen trachtet. Glaubt er diese erreicht zu haben, so wird darauf spekulirt sie auf jede mögliche Weise zu seinem Vortheil zu benutzen. Heilig ist ihm nichts. Sobald er nur die Möglichkeit sieht, Geld zu erwerben, so kennt er kein gegebenes Wort, keine Freundschaft und kein Vertrauen mehr. Gelingt ihm der Streich, so gewinnt er sich dadurch die Achtung seiner Mitbürger, denn die Treulosigkeit heißt dann Smartness, und der Betrüger, der seine Sache durchzusetzen weiß, ist ein smart fellow. Keiner hilft dem Andern, wenn kein Profit dabei zu erlangen ist; darauf beruht auch das gewöhnliche Sprichwort im Lande: help your self! d. h. hilf dir selber! Der Begriff von Ehrgefühl ist dem Amerikaner ziemlich fremd. Nirgends sonst gibt es so viele Loafers, eine Klasse von Menschen, aus gemeinen wie vornehmen Ständen, die den größten Theil des Tages sich theils in den Kaffehäusern und Schnapsschenken, theils an den Straßenecken aufhalten, sich von Andern einladen lassen mitzutrinken, Karten spielen, beutelschneiden, Bäcker und Metzger nie bezahlen, bei allen Kaufleuten so lange es geht auf Borg holen, dabei den Gentleman spielen, und zuletzt bei Nacht und Nebel durchbrennen.

Der Amerikaner besitzt einen furchtbaren Stolz, Anmaßung und Eigendünkel. Er hält seine Nation für die erste in der Welt, und betrachtet das als eine längst ausgemachte Sache, worüber die Akten geschlossen seien. Es ist wahr, in Gewerben, im Handeln und Spekuliren, überhaupt im rein Materiellen des Lebens wird es Niemand ihm zuvorthun. Im Wissenschaftlichen aber, sowie in Künsten zur höhern Ausbildung des Menschen ist er sehr unerfahren. Seine Unwissenheit in Kenntniß der gewöhnlichsten Verhältnisse und Zustände anderer Länder grenzt an's Unglaubliche. Selbst die Zeitungsschreiber sind zuweilen in dieser Hinsicht so bornirt, daß sie nicht einmal wissen, daß Europa ein eigner Welttheil ist. Wir erfuhren das aus einem Blatte vom Jahr 1843, wo unter den aufgezählten Ländern, welche Güter den Vereinigten Staaten zuführten, England mit so viel, Frankreich mit so viel, Europa mit so viel, Preußen mit so viel 2c. angeführt wurden.

Die französische Sprache ist die einzige, welche neben der englischen noch in Ansehen steht, und von welcher sie glauben, daß ein gebildetes Volk sie sprechen dürfe. Darum, wenn einmal ein amerikanischer Gentleman ein französisches Wort aufgeschnappt hat, dann sucht er es gewiß so schnell und oft als möglich an den Mann zu bringen, weil er sich dadurch schon das Ansehen eines Gelehrten und Studirten bei seiner Umgebung erwirbt. Das Deutsche dient dem Amerikaner nur zum Spott und Gelächter, und es nimmt sich gewiß keiner die Mühe, auch nur ein einziges Wort auswendig zu lernen. Wie sie den Deutschen überhaupt nur mit

der größten Geringschätzung und Verachtung behandeln, und ihn ungefähr auf gleiche Stufe mit ihren Schwarzen stellen, ebenso schmeichelhaft für uns ist ihr Begriff von der deutschen Sprache. Ja, sie halten dieselbe gar nicht für eine wirkliche ausgebildete Sprache (language) sondern nennen sie tongue (german oder dutch tongue) gleich den Indianer-Sprachen, die nur aus einzelnen Lauten bestehen. Und weil die englische Sprache in Folge ihrer Abstammung viele deutsche Wörter enthält, so glauben sie in ihrer Unwissenheit, diese seien dem Englischen entnommen, weil wir in unserer Sprache keinen eigenen Ausdruck dafür hätten. Ein Deutscher wird nie anders als Dutch oder Dutchman genannt, und dieses Wort begreift den niedrigsten Ausdruck in ihren Augen, der einem Menschen beigelegt werden kann. Natürlich wird darunter Alles begriffen, was deutsch spricht, sei es nun aus Deutschland, der Schweiz oder einem andern deutschredenden Lande. Auch der Irländer wird fast eben so verächtlich wie der Deutsche behandelt, und zwischen Irish und Dutch wird kein besonderer Unterschied gemacht, doch erhält der Erstere einigen Vorzug, weil seine Sprache die englische ist. Den Grund dieser widerlichen Verachtung der Deutschen erkläre ich mir aus verschiedenen Ursachen, deren jede ihren Theil dazu beitragen mag. Bekanntlich gingen in frühern Zeiten die deutschen Auswanderer nur aus den ärmsten und untersten Volksklassen hervor, und waren zum größten Theil rohe und unwissende Leute, die natürlich nicht im Stande waren, sich die Achtung der Amerikaner zu erzwingen. Weil nun aber unter den letzteren in Bezug auf äußerliche Bildung

(denn innere ist ohnedies ein seltner Artikel bei ihnen) und Gewandtheit im Leben bei weitem keine solche Verschiedenheit stattfindet wie unter den Deutschen, sondern sie sich ziemlich gleich stehen, so muß sich natürlich bei ihnen die Vorstellung festgesetzt haben, auch die Deutschen seien alle gleich, weshalb sie nach den erwähnten unglücklichen Einwanderern das ganze Volk beurtheilten; und dieses Vorurtheil hat sich nun vom Vater auf den Sohn vererbt, und wird vielleicht noch lange nicht schwinden. Auch die deutsche Ehrlichkeit, die hier als Dummheit gilt, mag ihren Theil zur Schuld beitragen, sowie die verschiedenen deutschen Volkstrachten, in denen die Bauersleute gewöhnlich ankommen, und die sie in den Augen und der Meinung der Amerikaner, weil diese sich alle französisch kleiden, in nahe Beziehung zu den Indianern stellt.

Daß eine solche Behandlung schmerzlich ist für einen gebildeten Deutschen, der diese Menschen in sittlicher Bildung tief unter sich erblickt, und die er nur verachten kann, wird man mir schon glauben. Sehr irrig ist auch die Ansicht, welche ich zu Hause schon manchesmal äußern hörte, als genössen in Amerika alle Bewohner des Landes dieselben politischen Rechte und ständen in gleichem Range einer dem andern gegenüber, weil sie ja doch alle nur Einwanderer wären oder von solchen abstammten, so daß also abwechselnd die öffentlichen Funktionen von Männern der verschiedenen Nationen bekleidet würden. Dies ist durchaus nicht der Fall. Die Englischen, d. h. die von englischer Abkunft, betrachten sich allein als die rechtmäßigen Herren des Landes und nehmen ausschließlich für sich

die **Besetzung** der **höhern Aemter** und **Würden** in **Anspruch**. Der Deutsche wird für einen Eindringling gehalten und blos **geduldet**.

Dem Betrügen muß nothwendig das Lügen zur Seite stehen, woraus erhellt, daß wer das Erstere sich zum Geschäft macht, auch im Zweiten bewandert sein muß. Deshalb schenkt auch Niemand den Versicherungen des Andern Glauben, — aber, obgleich nun in Amerika evident die Lüge vorherrschend ist, so erscheint dennoch dem „heuchlerischen" Amerikaner das Wort „Lügner" als der ärgste Schimpfname und die größte Beleidigung, die man ihm anthun kann. Wenn sich daher Einer gegen den Andern dieses Ausdrucks bedient, so muß er gewärtigen, im nächsten Augenblick einen Schlag in's Gesicht zu bekommen. Der Wortwechsel hat dann ein Ende, und der Streit kann nur durch den Faustkampf ausgeglichen werden. Um dies zu verrichten, begeben sich die Parteien auf die freie Straße, oder wenn das der Constable nicht erlaubt, vor den Ort hinaus ins Freie, begleitet von dem Jubelgeschrei ihrer Freunde und sonstigen Zuschauer. Auf dem Kampfplatze angelangt, entkleiden sie sich bis auf Hemd und Hosen, stülpen die Aermel hinauf und rücken dann mit über's Kreuz vorgehaltenen Armen und geballten Fäusten einander auf den Leib. Jeder sucht dem Andern den ersten Streich beizubringen, während er den gegen sich geführten parirt. Das Ziel derselben geht vornämlich zwischen die Augen hinein und auf den Magen, und wo die Streiche hinfallen, da verfehlen sie selten ihre Wirkung. Zuletzt stürzt einer der Boxer zusammen, dann beginnt das Ringen auf dem Bo-

den, und dauert so lange fort, bis der Besiegte ausruft: I give it up! (Ich geb es auf!) und sich damit für überwunden erklärt. Bei solchen Kämpfen zerschlagen sie sich gewöhnlich auf fürchterliche Weise: Gesicht und Hände triefen von Blut, das Hemd hängt in Fetzen herunter ꝛc. ja ich weiß mehrere Fälle, wo Einer todt auf dem Platze blieb, z. B. 1840 in der Nähe von St. Louis und 1842 bei der großen berühmten price-fight bei New-York. Bevor die Schlägerei beginnt, wird gewöhnlich bedungen, daß es a fair fight sein solle, d. h. ein ehrlicher regelrechter Kampf, wobei keinem Theil von seinen Freunden Beistand geleistet werden darf und überhaupt Alles nach den Regeln der Kunst vor sich gehen muß.

Eine andere Art von Gericht, wobei das Volk selbst in Masse die Justiz ausübt, ist das sogenannte Lynch law. Wenn z. B. Jemand sich wiederholter Diebstähle ꝛc. schuldig gemacht hat, der Bestohlene aber zu arm ist, um die Klagekosten bezahlen zu können, oder der Prozeß zu langweilig und ungewiß sein würde, so daß zu befürchten steht, der Verhaftete oder von der öffentlichen Meinung Gerichtete könne entweder durch das Gesetz nicht belangt, oder möchte durch Advokatenkniffe und Bestechung der Richter freigesprochen werden, so bemächtigt man sich seiner oft mit Gewalt und theert und federt ihn, hängt ihn auf oder verbrennt ihn sogar lebendig, wie es die Bürger von St. Louis im Jahr 1836 einem Mulatten machten. Nicht ungewöhnlich ist es auch, daß ein Bordell, das der Nachbarschaft lästig ist, dadurch aufgehoben wird, daß man Nachts das Haus abbricht oder den Damen

überm Kopf anzündet. Ohne zuvor über eine regelmäßige fight übereingekommen zu sein, darf sich Niemand erlauben, Hand an einen Andern zu legen, in welchem Falle er wegen assault and battery eingeklagt und von der Jury verurtheilt wird. — Besonders vorsichtig muß man in Amerika beim Vermiethen von Zimmern oder Häusern sein, und vorher die Leute genau kennen. Nicht die Hälfte der Einwohner in den Städten hat eigene Häuser, welche gewöhnlich im Besitze einiger Reichen sind. Bezahlt der Miether seinen Zins nicht, oder man will ihn aus sonst einer Ursache nicht mehr im Hause haben, und man kündigt ihm auf, er aber geht nicht, so hat man nicht das Recht ihn oder seine Sachen vor das Haus zu stellen, sondern es bleibt kein anderes Mittel als ihn entweder zu verklagen oder in Geduld abzuwarten bis es ihm gefällig ist gutwillig fortzugehen. Mit dem Verklagen erreicht man selten seinen Zweck, denn dadurch wird der Gegner nur noch halsstarriger und boshafter und läßt es dann aufs Aeußerste kommen. Wenn es ihm gefällt, kann er ja, wie ich oben erzählte, den Prozeß Jahre lang hinausziehen. Darum ist es immer noch das Rathsamste zu Bitten und guten Worten seine Zuflucht zu nehmen und dem Widerspenstigen nöthigenfalls noch Geld dazu zu geben, um ihn zur Räumung des Feldes zu bewegen. Zum Belege des Gesagten hier eine wörtlich wahre Geschichte.

Am 1. April 1842 vermiethete in W. im Staat Missouri ein gewisser A. sein Haus mit Zubehör an B. Sie machten einen schriftlichen Contract, nach welchem A. sein Haus an B. auf sechs Monate für 75 Dollars per Jahr

vermiethete. Der erste Zahlungstermin sollte nach Verfluß von drei Monaten, also am 1. Juli erfolgen, die drei folgenden Monate aber dann monatlich berichtigt werden. Am 1. Juli geht A. zu B., um den Zins in Empfang zu nehmen. B. entschuldigt sich, er werde nächster Tage kommen und das Geld bringen. B. kommt nicht und A. geht zum zweitenmal hin. Nun sagt B. er erhalte am 10. August 45 Dollars, A. solle so lange warten, dann wolle er die sechs Monate gleich zusammen bezahlen. A. ließ sich dies Versprechen schriftlich geben und hoffte das Beste. Indessen kam die Zeit heran, wo die Stadt ihre drei Friedensrichter zu wählen hatte, und B. war einer der Kandidaten. Er geht nun zu A. und bittet ihn um seine Stimme, und bei seinen Freunden zu demselben Zweck einzuwirken. Es lag im Interesse des A. die Bitte des B. zu erfüllen, denn war dieser Friedensrichter, so hatte er ein einträgliches Amt, und konnte ihm die Schuld bezahlen. Und wirklich erhielt B. von A. und dessen Freunden alle Stimmen und ward zum Friedensrichter erwählt. Am 11. August kommt nun A. den Zins zu holen, erhält aber den Bescheid, der Schuldner B. der die 45 Dollars zu bezahlen hatte, habe fallirt und sei durchgegangen. Daher könne er jetzt nicht bezahlen. Obschon nun A. merkte, daß er um seinen Hauszins betrogen war, so mußte er B. dennoch sechs Monate im Hause lassen, weil er es ihm schriftlich so lange vermiethet hatte; nachher stand ihm die Klage frei. Er erklärte also B., daß er nach Verlauf der sechs Monate (am 10. Oktober) das Haus zu räumen habe, wozu sich auch B. ganz bereitwillig zeigte, und noch

hinzufügte, er wäre ohnedies ausgezogen, weil er ein wohlfeileres Logis zu bekommen wisse. Der 10. Oktober ist da, allein B. denkt nicht an's Ausziehen. A. geht mehrmals hin, das hilft aber nichts, er bringt B. nicht hinaus, denn dessen Plan geht nun weiter darauf aus, sich völlig in den Besitz von A.'s Eigenthum zu setzen. A. bleibt nichts übrig als den Friedensrichter B. bei dem Friedensrichter G. zu verklagen. Der Gerichtstag zur Verhandlnng der Sache ist erschienen, und für jede Partei tritt ein Advokat auf. B. selbst erscheint nicht, hält sich jedoch in einer nahegelegenen Schnapsschenke auf. Der Constable hat zwölf Mann Jury beisammen, die ihm von B. zuvor bezeichnet und von ihm gehörig instruirt waren. Nachdem nun beide Advokaten ihre Reden beendigt, so wurde die Entscheidung der Jury übertragen. Der Ausspruch dieser Ehrenmänner lautete dahin, daß sie die Klage des A. nicht für begründet erkennen könnten, weil durch keinen Zeugen beschworen worden sei, daß B. noch in dessen Haus wohne! Und doch war dieses Faktum vom Advokaten des B. gar nicht bestritten worden. B. erwartete seine Freunde auf der Gasse, zog triumphirend mit ihnen in die Schenke und traktirte sie für ihren Freundschaftsdienst mit Schnaps ad libitum. Nun nahm A. augenblicklich einen neuen Advokaten an und verlangte einen neuen Gerichtstag zur nochmaligen Verhandlung, welcher auch bewilligt und auf acht Tage weiter hinaus festgesetzt wurde. Beiläufig sei hier bemerkt, daß das Haus und beiliegende Land des A. die Nr. 90 und 91 hatten. Der Tag kommt also heran, Friedensrichter G. sitzt wieder

zu Gericht, und der Constable treibt eine neue Jury von demselben Caliber wie die erste, die nicht wieder gewählt werden darf, zusammen. A. hat seinen neuen Advokaten bei sich; B. aber kommt wieder nicht selbst, da es ihm die Scham doch nicht erlaubt, diese grenzenlose Spitzbüberei selbst öffentlich vor Gericht durchzusetzen. Zuerst geht nun drei Viertel des Tages mit Plaidiren hin, ob eine zweite Verhandlung in dieser Sache nur noch zuläßig sei, was B's Advokat bestreitet, zuletzt aber dennoch vom Friedensrichter G. bejahend entschieden wird. Die Advokaten halten darauf wechselweise ihre Reden an die Jury, bis ihnen die Stimme versagt, und der Schweiß von ihren Stirnen fällt. Jetzt tritt die Jury ab, aber nicht lange, so öffnet sich die Thüre wieder und der Ausspruch lautet: da der Advokat des A. durch keinen Zeugen beschwören ließ, daß die Liegenschaften, auf denen B. wohnt, die Nr. 90 und 91 tragen, und A. wohl noch andere Häuser in der Stadt haben könne, was die Jury als ihr unbekannt annehmen dürfe, so müsse die Klage des A. als nicht gehörig begründet abgewiesen werden, und die Jury schließe sich somit dem Ausspruch der vorigen an! — Am nächsten Tage wendet sich A. in seiner Noth an den Staatsanwalt, und bittet diesen um Rath, was nun weiter zu thun sei, um sein Eigenthum zu retten. Dieser meint, das einzige Mittel noch sei an die Circuit court zu appelliren. Da aber dazu vom ersten Ausspruch einer Jury an nicht mehr als zehn Tage bewilligt sind, und es jetzt schon der neunte war, so mußte dies augenblicklich gethan werden, was auch geschah. Indessen war es schon Mitte Dezember geworden und die nächste Sitzung der

Circuit court war erst im kommenden April. Somit hatte jetzt B. das Haus des A. ein volles Jahr in Händen. Bei der Circuit court aber standen ihm die oben unter dem Kapitel „Gleichheit" angeführten Begünstigungen zu Gebot, so daß er von dort aus das Verhör wieder auf ein ganzes weiteres Jahr hinausschieben konnte, und so war ihm der Besitz des Hauses schon auf zwei Jahre gewiß. Dazu kam noch, daß der Grund und Boden, worauf die Stadt W. gebaut wurde, damals noch public property, das ist von der Regierung noch nie zum Verkauf ausgesetztes Land war. Kein Hausbesitzer hatte darum noch einen Titel von der Regierung für das Stück, worauf er wohnte. Diesen Umstand erwartete man zwar nächstens in Ordnung gebracht zu sehen, und gegen billigen Anschlag des Hausplatzes sollte dann jeder Hausbesitzer seinen gesetzlichen Titel von der Regierung erhalten; da aber bis dahin sich Niemand mit einem gesetzlich gültigen Ausweis als Eigenthümer des Hauses zu legitimiren im Stand ist, so hat der es im Augenblick Bewohnende den Vortheil in Händen, und wenn er die paar Dollar Anschlag bezahlt, so wird ihm der Hausplatz als Eigenthum zugeschrieben und das Haus bekommt er in Kauf, denn alles was auf public property gebaut wird, sei es ein Haus oder nur eine Fenze, das gehört zum Boden und darf nicht mehr weggenommen werden. B. hatte also die besten Aussichten, seinen Raubplan glücklich zu Ende zu bringen, wenn nicht ein Zwischenfall eingetreten wäre, welcher der Sache eine andere Richtung gab. In W. war ein Wirthshaus, das von zwei ledigen Männern gepachtet war; diese separirten

sich im März 1843 und der Zurückbleibende hatte zum Betrieb des Geschäfts einen Kellner (barkeeper) und eine Köchin nöthig. Da nun des B., eines Hauptloafers, Lieblingsaufenthalt die Bar war, so konnte er der Versuchung nicht länger widerstehen, sich um diese Stellen für sich und seine Frau zu bewerben, denn ein seligeres Leben mochte er sich nicht denken als sich Tag und Nacht inmitten von Schnapsbottlen und Loafers zu sehen. Auch erhielt er beide Stellen zugesagt, und nun machte er A. den Antrag, wenn er seine Appellation vorher zurücknehmen wollte, so werde er am 1. April das Haus räumen. Das war nun freilich für A. ein gewagter Handel, denn mit der Zurücknahme der Appellation war sein Haus verloren, wenn A. nicht Wort hielt. Allein nach Erwägung aller Umstände entschloß er sich dennoch den Vorschlag anzunehmen, weil er sich auf keinen Fall mehr länger von B. vor den Gerichten herumziehen lassen wollte, und im Fall B. am 1. April nicht weichen würde, das Haus in Brand zu stecken. Doch soweit sollte es nicht kommen: der Friedensrichter B. übernahm den Dienst eines Barkeepers und A. erhielt sein Haus zurück, nachdem ihn die Sache den Zins von einem Jahre, 75 Dollars, und noch 33 Dollar Prozeßkosten gekostet hatte. — Das ist nun die Handlungsweise eines amerikanischen Friedensrichters; eines Mannes vom Volke erwählt, um Gerechtigkeit zu üben, und dessen erste Pflicht es sein sollte, sich seinen Mitbürgern als Muster eines Ehrenmannes hinzustellen. Unser Ehrenmann B. bereute aber bald nachher, das Haus abgegeben zu haben, denn es dauerte nicht lange mit der **Barkeepership**,

da er nach wenigen Monaten sammt seiner Frau den Abschied erhielt, und nur dadurch, daß die Gesellschaft der Odd-Fellows, deren Mitglied er war, gut für ihn sprach, glückte es ihm, wieder in ein Haus aufgenommen zu werden. A. konnte nun froh sein, daß er das seinige wieder hatte, und wich auch nimmer daraus, bis er es später verkaufte.

Diese Geschichte mag einen Begriff geben, wie schwer es einem redlichen Manne in Amerika werden muß, sich vor dem Versinken in den Schlamm des dortigen Lebens zu hüten.

Man durchwandere die Republick in ihrer ganzen Länge und Breite, und man wird höchst selten durch Handlungen der Menschen daran erinnert werden, daß man sich in dem großen Musterstaat befinde; vielmehr aber ist Gelegenheit zu bemerken, wie das Land, mit Ausnahmen zwar, aber im Verhältniß unbedeutender, von Menschen bewohnt wird, die nach unsern deutsch-ehrlichen Begriffen nur Schmach und Schande auf die Republik laden. Es ist ein Räuberstaat im größten Maßstabe. Alles eitel Lug und Trug; Nichts hat einen soliden Grund; Niemand weiß was er morgen sein wird. Es ist das Reich des Zufalls und der Veränderlichkeit, wo alle Einrichtungen, von der Constitution der Republik an bis zur Blockhütte herunter, jedes wahren Fundamentes entbehren. — Dieses Land, das den Namen einer Republik nur schändet, indem es die Gemeinschaftlichkeit verhöhnt, wo Willkür und Ungerechtigkeit an der Tagesordnung sind, wo Raub und

Mord ungescheut begangen werden kann, wenn man nur Geld hat um die Richter zu bestechen; diese Republik, welcher die Grundlage, **menschliche** Bildungsanstalten, fehlt, **muß über kurz oder lang in sich zerfallen.**

V.

Klima, Natur des Landes, Produkte, Handel und Gewerbe.

Man hat eigentlich nur zwei Jahreszeiten hier: Sommer und Winter. Frühling und Herbst dauern nur wenige Wochen. In den mittleren Staaten: Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Illinois und Missouri, deren Klima am geeignetsten für den Deutschen ist, beginnt in der Regel der Sommer mit dem Mai. Um diese Zeit kann man zugleich von der Hitze verbrannt werden, und von der Kälte erfrieren, gerade wie vor einem Kamin. Die Hitze dauert bei Tag bis in den September, die Nächte aber fangen im August schon wieder an kühl zu werden, und wenn der October naht, dann tritt ein schneller Wechsel der Witterung ein: es wird neblig, kalt, regnerisch, und alle Stunden kälter bis sich der Regen in große Schneeflocken verwandelt. Anfangs November kommen dann noch einmal einige schöne Tage, die man den Indian

summer nennt; sie müssen aber bald dem in der zweiten Hälfte dieses Monats gewöhnlich mit Macht einfallenden Winter weichen. Dieser hält mit strenger Kälte an bis in den Februar, aber wenn die Sonne nicht scheint, so bleibt die Luft kalt, bis Ausgangs April, und man ist bis dorthin keine Nacht vor Frösten sicher. Auch bemerkte ich stets, daß die Pflanzen schneller emporwuchsen, und zur Reife gelangten, wenn sie erst Anfangs Mai in den Boden kamen, statt früher wenn dieser nämlich noch nicht erwärmt war und warm blieb. — Im Ganzen genommen ist das Klima im Sommer heißer und im Winter kälter als in Deutschland, und zeichnet sich besonders durch große Unbeständigkeit und Veränderlichkeit in der Temperatur aus. Ich weiß, daß an einem und demselben Tage das Thermometer von 0 bis auf 20 Grad unter 0 nach Reaumür fiel. Man kann das Klima hier nicht so wie in Europa nach den Breitegraden bestimmen. Unter dem 40. Breitegrad in Weston in Missouri, also in gleicher Breite mit Unteritalien, stieg während meines dortigen 3½jährigen Aufenthalts, die Hitze im Sommer jedesmal auf 33 Grade, während der Winter eine russische Kälte erreichte. So fiel 1840 in der zweiten Hälfte des November das Quecksilber im Reaumür'schen Thermometer vor meiner Thüre bis auf 14 Grade, im Dezember auf 15, und im Januar 1841 auf 25 Grade herunter, im Februar waren es noch öfters 19 und im März 10 Grade. Im Winter von 1842—43 hielt die Kälte so lange an, daß man vom November bis April mit beladenen Welschkornwagen über den zugefrorenen Missouri in's Fort Leavenworth fuhr.

Die wilden Wiesen (Prairien) Amerika's prangen im Sommer mit den herrlichsten Pflanzen, worunter viele sind, die man in Deutschland in den Gärten sieht. Die Bäume in den Wäldern bestehen aus verschiedenen Arten von Eichen, Nußbäumen, Hikory, Eschen, Sigamoren, Linden und Cottonwood. Die drei letztern haben weiche Holzarten und stehen besonders in den Wäldern den Flüssen entlang in nassem Thalboden (bottom land genannt). Akazien und Cypressen machen im Süden den Hauptbestandtheil der Wälder aus und sind gleichsam wie mit einer Perrücke von sogenanntem spanischen Moos bedeckt, das von jedem Aestchen in großen Büscheln herunterhängt, und das Hauptmaterial zu den amerikanischen Matrazen liefert. Im Vergleich zum Laubholz sind die Tannenarten selten zu nennen. Aus dieser Ursache, und weil die Fußböden meist aus tannenen Dielen bestehen, bildet das Tannenholz den kostbarsten Theil des Bauholzes.

Die Oberfläche des Landes ist zum größten Theil eben, denn außer der Gebirgskette der Alleghanis und ihrer Verzweigungen, welche die östlichen Staaten von den westlichen trennen, und eine Höhe von ungefähr 4000 Fuß erreichen, sind keine Berge innerhalb der Grenzen der Vereinigten Staaten, die den Namen eines Gebirges verdienten. Denn die Kette des Felsengebirges (Rocky Mountains), welche Nordamerika von Süden nach Norden durchzieht, und deren Gipfel eine Höhe von 12—13,000 Fuß haben, folglich ewigen Schnee und Gletscher tragen, sind mehrere hundert Stunden westlich von den westlichsten Grenzen von Missouri, und also

summer nennt; sie müssen aber bald dem in der zweiten Hälfte dieses Monats gewöhnlich mit Macht einfallenden Winter weichen. Dieser hält mit strenger Kälte an bis in den Februar, aber wenn die Sonne nicht scheint, so bleibt die Luft kalt, bis Ausgangs April, und man ist bis dorthin keine Nacht vor Frösten sicher. Auch bemerkte ich stets, daß die Pflanzen schneller emporwuchsen, und zur Reife gelangten, wenn sie erst Anfangs Mai in den Boden kamen, statt früher wenn dieser nämlich noch nicht erwärmt war und warm blieb. — Im Ganzen genommen ist das Klima im Sommer heißer und im Winter kälter als in Deutschland, und zeichnet sich besonders durch große Unbeständigkeit und Veränderlichkeit in der Temperatur aus. Ich weiß, daß an einem und demselben Tage das Thermometer von 0 bis auf 20 Grad unter 0 nach Reaumür fiel. Man kann das Klima hier nicht so wie in Europa nach den Breitegraden bestimmen. Unter dem 40. Breitegrad in Weston in Missouri, also in gleicher Breite mit Unteritalien, stieg während meines dortigen 3½jährigen Aufenthalts, die Hitze im Sommer jedesmal auf 33 Grade, während der Winter eine russische Kälte erreichte. So fiel 1840 in der zweiten Hälfte des November das Quecksilber im Reaumür'schen Thermometer vor meiner Thüre bis auf 14 Grade, im Dezember auf 15, und im Januar 1841 auf 25 Grade herunter, im Februar waren es noch öfters 19 und im März 10 Grade. Im Winter von 1842—43 hielt die Kälte so lange an, daß man vom November bis April mit beladenen Welschkornwagen über den zugefrorenen Missouri in's Fort Leavenworth fuhr.

Die wilden Wiesen (Prairien) Amerika's prangen im Sommer mit den herrlichsten Pflanzen, worunter viele sind, die man in Deutschland in den Gärten sieht. Die Bäume in den Wäldern bestehen aus verschiedenen Arten von Eichen, Nußbäumen, Hikory, Eschen, Sigamoren, Linden und Cotton-wood. Die drei letztern haben weiche Holzarten und stehen besonders in den Wäldern den Flüssen entlang in nassem Thalboden (bottom land genannt). Akazien und Cypressen machen im Süden den Hauptbestandtheil der Wälder aus und sind gleichsam wie mit einer Perrücke von sogenanntem spanischen Moos bedeckt, das von jedem Aestchen in großen Büscheln herunterhängt, und das Hauptmaterial zu den amerikanischen Matrazen liefert. Im Vergleich zum Laub-holz sind die Tannenarten selten zu nennen. Aus dieser Ursache, und weil die Fußböden meist aus tannenen Dielen bestehen, bildet das Tannenholz den kostbarsten Theil des Bauholzes.

Die Oberfläche des Landes ist zum größten Theil eben, denn außer der Gebirgskette der Alleghanis und ihrer Verzweigungen, welche die östlichen Staaten von den westlichen trennen, und eine Höhe von ungefähr 4000 Fuß erreichen, sind keine Berge innerhalb der Grenzen der Vereinigten Staaten, die den Namen eines Gebirges verdienten. Denn die Kette des Felsengebirges (Rocky Mountains), welche Nord-amerika von Süden nach Norden durchzieht, und deren Gipfel eine Höhe von 12—13,000 Fuß haben, folglich ewigen Schnee und Gletscher tragen, sind mehrere hundert Stunden westlich von den westlichsten Grenzen von Missouri, und also

mitten im Lande der Indianer. Dem Ufer der Flüsse entlang ziehen sich meistens weitausgedehnte Hügelreihen hin, und zwar so, daß während auf der einen Seite des Flusses Hügel (bluffs) sind, auf der gegenüberliegenden ebenes Bottomland ist, bis dann plötzlich die Hügelreihe auf die andre Seite übersetzt, und auf der ersten der Bottom sich fortsetzt. Die größten Flüsse wie die kleinsten Bäche sind in gleichem Verhältniß mit der Größe mit einem breitern oder schmälern Wald eingefaßt. Die Bottomländer besitzen zwar den besten fruchtbarsten Boden, allein sie sind den Ueberschwemmungen ausgesetzt, und daher die Heimat der kalten und andern bösartigen Fieber. Aus diesem Grunde ist höher gelegenes Land dem Bottomland immer vorzuziehen, das heißt in Bezug auf die gewöhnlichen Erzeugnisse des Farmers; denn in den südlichen Staaten sind die Ebenen längs den Flüssen mit Baumwollen-, Reis- und Zucker-Plantagen bedeckt.

Weil dem Lande zum größten Theile Berge fehlen, so ist der Ueberblick desselben ein äußerst einförmiger. Die Natur ist hier eben nicht freigebig genug mit ihren Schönheiten, um uns die Menschen vergessen zu machen.

Die Landschaften sind so monoton, daß sich kein Auge daran laben kann. In Ausdehnungen von vielen Stunden, ja Tage lang behalten sie stets das gleiche Aeußere, und nur eine Stadt oder ein paar zerstreute Blockhütten bringen zuweilen eine kleine Abwechslung hervor. Der Boden des Landes ist hinsichtlich seiner Fruchtbarkeit sehr verschieden. Es gibt ebensowohl armes mageres Land als ungemein üppiges und fruchtbares. Dies findet man in jedem Staate

der Union, doch sonderbar ist, daß bis dahin fast immer, wo sich Deutsche in Gesellschaften niederließen, diese gerade die magersten ungesundesten Gegenden zu ihren Niederlassungen erhielten. In Bezug auf das gesunde Klima sind die einzelnen Staaten sehr verschieden. Je höher das Land über dem Niveau des nächstgelegenen Flusses liegt, und je gelichteter von Wald es ist, so daß die aufsteigenden Nebel und Dünste vom Luftzuge zerstreut werden können, desto gesunder ist es durchschnittlich. Hügelichtes Land zudem ist immer gesunder als flaches und niedriges. Eine Krankheit ist aber überall einheimisch: das kalte Fieber nämlich, obwohl eine Gegend vor der andern demselben mehr unterworfen ist. Am meisten gefährlich sind die Bottoms, die niedrigen, waldigen, den Ufern der Flüsse entlang gelegenen Landstriche, und je weniger Fall der Fluß hat, je langsamer er fließt, und zu seinen Seiten Alt-Wasser, Pfühle u. dgl. hat, je kränklicher ist die Gegend. In Bezug auf die obengenannten Staaten sind die ungesundesten Strecken am Wabasch-Flusse und am Illinois in dem gleichnamigen Staate. Dieser sonst schöne Fluß wird im Sommer so seicht, daß die Wasserpflanzen, mit denen er ganz durchwachsen ist, über die Oberfläche des Wassers hervorragen und dem Flusse das Ansehen einer Wiese geben. Diese Pflanzen verfaulen dann in der Sommerhitze und verbreiten einen abscheulichen Gestank und verpestende Ausdünstungen. In dieser Hinsicht ganz besonders übelberüchtigt ist die Stadt Beardstown am Illinois. Nicht blos die Menschen erkranken alle in jener Gegend, sondern das Vieh sogar, welches wandernde Farmer

dorthin bringen. Kein Arzneimittel ist im Stande das kalte Fieber dort auf die Dauer zu heilen; am siebenten, vierzehnten oder einundzwanzigsten Tag kehrt es wieder. So kann es Jahr und Tag anhalten, und nur ein veränderter Aufenthalt ist zuweilen im Stande die Heilung zu bewirken. Nicht selten verwandelt sich auch das kalte in ein Nervenfieber, und endet dann gewöhnlich mit dem Tode. Die meisten Krankheiten Amerika's gestalten sich überhaupt sogleich zu bösartigen Fiebern, und bei dem Mangel an geschickten Aerzten nehmen sie, besonders bei den Deutschen, welche noch nicht an's Klima gewöhnt sind, ein tödtliches Ende.

Die gesundeste Gegend, welche ich im Westen kennen lernte, ist die der Stadt Weston und des Forts Leavenworth im Staate Missouri. Letzteres hat zudem eine sehr schöne Lage. Es liegt unmittelbar über dem Missouri auf einer Hochebene inmitten einer Prairie, in der sich einzelne Hügel von verschiedenen Formationen erheben, mit dem herrlichsten Graswuchs und seltenen Pflanzen geschmückt. Von diesem Fort aus genießt man eine weite Aussicht über das Land und die Wohnungen der Delaware- und Kikapoo-Indianer. Aehnlich günstig und reizend gelegene Punkte wie Fort Leavenworth gibt es noch einige bis nach St. Joseph hinauf, eine Strecke von ungefähr 25 Stunden. Das Einzige, was der Gegend um Leavenworth mangelt, ist Holz. Da das Land Prairie ist, so sind die darin liegenden Waldungen unbedeutend, und die Bewohner müssen ihren Holzbedarf von der andern Seite des Missouri herüberholen, die in weiter

Ausdehnung hügelichtes, reiches Waldland ist. Weil, wie bemerkt, die Ufer oft viele Stunden weit blos aus fettem, fruchtbarem Erdreich bestehen, und weit und breit kein Stein darin zu finden ist, so werden sie von den ungeheuren Wassermassen der großen Flüsse unterhöhlt, und ganze Strecken Erde und bebaute Felder stürzen hinab. So muß denn oft, je nachdem sich gerade der Fluß seinen Weg bahnt, mancher Farmer den besten Theil seines Landes in den Wellen verschwinden sehen.

In gleichem Verhältnisse mit der unermeßlichen Größe des Landes steht auch die Größe und Länge seiner Seeen und Flüsse. Die ersteren bilden kleine Binnen-Meere und liegen alle der nördlichen Grenze der Vereinigten Staaten entlang, nach den englischen Besitzungen hin. Das Klima dort ist schon so kalt, daß sie gewöhnlich vom November bis Mai zugefroren sind, und folglich nur die Hälfte des Jahres zur Schifffahrt benützt werden können. — Unter den Flüssen ist der Mississippi der größte, gleichsam der Vater der übrigen. Die ganze ungeheure viele hundert Stunden weite Länderausdehnung zwischen den Alleghanies und Felsengebirgen führt ihm alle ihre Gewässer zu, die er dann in sich vereinigt und 30 Stunden unterhalb New-Orleans dem mexikanischen Meerbusen übergibt. Die vornehmsten seiner Nebenflüsse sind: der Des Moins, Illinois, Ohio, Arkansas, White, und Redriver und der Missouri. Dieser letztere vereinigt sich 20 engl. Meilen oberhalb St. Louis im Staat Missouri mit ihm, hat aber bis dahin schon eine Strecke zurückgelegt, welche wohl um das Doppelte länger ist, als die des Mississippi

sowie er auch schon bedeutend wasserreicher ist. Von seiner Quelle in den Rocky Mountains aus, bis zu seiner Vereinigung mit dem Mississippi mag sein Lauf 2000 englische Meilen betragen, oder ungefähr 700 Stunden. Nach der Vermischung nimmt der Mississippi die Farbe des Missouri an, und behält sie bis zu seiner Ausmündung; ja das Meer selbst wird auf eine weite Strecke hinaus davon gefärbt, wodurch der Seefahrer bei Nebelwetter ein Zeichen erhält, daß er sich in der Nähe der Mündungen des Mississippi befindet. Aus diesen Gründen gebührte eigentlich dem Missouri die Ehre der Vaterschaft und die Uebertragung seines Namens auf den Hauptstrom. Seine trüben, fettigen Fluthen wälzt er in großen Massen eine Strecke weit nach seiner Verbindung mit dem Mississippi vereinzelt fort, bis sie endlich das hellere Wasser des letztern in sich aufgenommen und dem ganzen Strom die ihnen eigene Farbe mitgetheilt haben. Kurz nach der Vereinigung mag die Breite des Flusses eine Stunde betragen; 400 Stunden weiter unten, bei New-Orleans, können es $1^1/_2$ bis 2 Stunden geworden sein, und seine Tiefe ist dann so enorm, daß das Senkblei der Dampfschiffe keinen Boden mehr findet.

Große Sandbänke und mit Waldungen dicht bewachsene Inseln sind unzählige in diesen Flüssen, so daß es oft schwer wird, sie in ihrer Breite zu überschauen. Es gibt Inseln von 2 — 3 Stunden Länge und halb so breit, daß man oft an der Möglichkeit zweifeln sollte, wie die Schiffe sich durch solch ein Chaos von Wasser und Land durchwinden könnten.

Die Dampfschiffe, welche am weitesten den Missouri hinauffahren, sind die sogenannten Mountain-Boots. Diese gehören der amerikanischen Pelz-Compagnie und gehen im Sommer bis an die Forts derselben an der Vereinigung des Yellow-Stone-Flusses, wohin sie Lebensbedürfnisse für die Mannschaften und Handelsgegenstände bringen, und das von den Indianern dagegen eingetauschte Pelzwerk nach St. Louis mit zurücknehmen. Die gewöhnliche Fahrt der für den Handel bestimmten Missouri-Dampfschiffe geht aber nicht höher hinauf, als bis zu den nordwestlichen Grenzen des Staates, wo das Land der Indianer beginnt, nämlich ungefähr 500 engl. Meilen oberhalb St. Louis. Die äußersten Städte in jener Gegend sind Weston und St. Joseph. Obgleich erst seit achtzehn Jahren gegründet (vor dieser Zeit war dort Indianergebiet), hat Weston dennoch schon alle zwischen ihr und St. Louis am Missouri gelegenen Städte überflügelt. Der Grund liegt, in dem beispiellos fruchtbaren Lande, das sich im Rücken der Stadt ausbreitet, und nach dem Abzug der Indianer sich ungemein schnell mit weißen Ansiedlern füllte, welche aus allen Theilen der Union herzuströmten. Die Gegend ist hügelicht-waldig (broken Timberland), und relativ gesund zu nennen; die Landung für die Dampfschiffe bequem, was eine Hauptbedingung zum Emporkommen einer amerikanischen Stadt ist. Wie schnell der Handel Westons sich hebt, ist ein Beweis, daß die Zahl der von März bis November dort angekommenen Dampfschiffe im Jahre 1840 67; 1841 67; 1842 70; 1843 112 und 1844 139 betrug. St. Joseph liegt 40 engl.

Meilen weiter oben am Missouri und wird im Rücken von einer halbkreisförmigen Hügelreihe begrenzt.. Erst seit zwei Jahren wurde dasselbe zur Stadt ausgelegt und erfreut sich schon eines raschen Wachsthums.

Die Landesprodukte von Missouri bestehen außer Welschkorn und Waizen vorzüglich in Hanf und Tabak. Der Boden und das Klima, besonders im nordwestlichen Theil dieses Staates, sind für diese Erzeugnisse unverbesserlich. Der Hanf gelangt zu einer Höhe und Dicke, daß er nicht wie bei uns mit der Wurzel ausgezogen werden kann, sondern er wird umgehauen mit einer eigenen großen Art Sensen. Der größte Theil davon wird im Thau geräzt (dew rotted), obgleich die vom Wasser geräzte Sorte (water rotted) die bessere und theuere ist. Gesponnen und zu Leinwand verarbeitet wird aber kein Hanf, weil Hemden und Weißzeug des Amerikaners landesüblich aus wohlfeilerer Baumwolle gemacht werden. Daher fällt die Verarbeitung des Hanfs fast ausschließlich dem Seiler anheim und wird für den Schiffsdienst verwendet. Der Bauer bricht ihn blos auf Maschinen, ohne sich mit Aushecheln abzugeben, und führt ihn so in die Stadt am Fluß, wo er ihn an die Handelshäuser verkauft. Diese packen und pressen ihn dann in Ballen von 2—300 Pfund zusammen, und senden ihn in die östlichen Seestädte. Seine Güte soll nach vorgenommenen Untersuchungen die des russischen Hanfs übertreffen. Neben Missouri hat auch Kentucky viel Hanfproduktion, wie das Gleiche auch in Bezug auf Tabak gilt. Der Missouri-Tabak wird für einen der besten in den Vereinigten Staaten

gehalten, und in St. Louis sind eigene Inspektionshäuser dafür erbaut worden, wo jedes einzulegende Tabakfaß untersucht und in Klassen eingetheilt wird. Durch diese Einrichtung ist dem Käufer Sicherheit gegen Betrug verschafft, indem er die Waare dem Muster entsprechend erhält.

Ein Hauptreichthum des Nord-Westens besteht außer diesen Produkten in der großen Menge von Kupfer, Blei und Eisen, die theilweis dort nicht erst zu Tage gefördert werden müssen, sondern offen liegen, wie namentlich in Missouri ganze Hügelketten von gediegenem Eisen. Auch die dortigen Bleilager sind unerschöpflich, obwohl die größten und berühmtesten im Nordwesten des Staates Illinois und im Wisconsin-Gebiet liegen. Der Haupthandel mit Blei ist in der Stadt Galena im Staat Illinois, 6 englische Meilen vom Mississippi. Von da treffen täglich ganze Schiffsladungen Bleimassen in St. Louis ein und gehen von dort aus weiter nach allen Weltgegenden. Außer an Blei sind die Territorien von Wisconsin und Iowa noch besonders reich an Kupfer, aber wie man sagt, soll bei Exploitirung dieser Erze noch nicht auf ökonomische Art verfahren werden. — Einen ferneren bedeutenden Handelsartikel und Erwerbszweig besitzt der Westen in seinen zahllosen Schweinen. Es existiren in den Städten an den großen Flüssen eigene Schweinschlachtereien vom größten Umfange, worin vom November bis Februar und März täglich gemästete Schweine dem Hundert nach geschlachtet werden. Das Fleisch und Schmalz geht dann in Fässer verpackt nach Westindien und Europa. Das Fleisch wird theils geräuchert, theils frisch

zwischen Salzlagen in die Fässer verpackt. Köpfe, Füße und Rippen kommen nicht dazu, sondern werden nebenher zu billigen Preisen losgeschlagen. Leber, Lunge, Nieren stehen aber Jedermann unentgeldlich zu Diensten und werden größtentheils von den Deutschen, Hunden, Schweinen und Ratten verzehrt. Die in diesem Geschäft berühmteste Stadt ist Cincinati im Staat Ohio. Ebenso hat dieselbe großen Ruf in der Bereitung von Whisky, es sind dort die meisten und größten Brennereien. — Die noch außerdem bemerkenswerthesten Erzeugnisse der westlichen Staaten bestehen in eingesalzenem Ochsenfleisch, dürren Häuten und Fellen, Wachs und Honig, Schmalz-Oel und Castor-Oel (Oleum Ricini).

Jedem Amerikaner ist ein gewisser Handels- und Spekulationsgeist angeboren, und diese Gabe bringt er bei jeder Gelegenheit in Ausübung. Daher kommt es, daß, obgleich ungefähr drei Viertel der Bewohner des ganzen Landes Bauern (Farmer) sind, das Volk dennoch mehr das Ansehen eines handel- als ackerbautreibenden hat. Alles handelt und schachert nebenher, denn Jeder hat die Ueberzeugung, daß sich dabei mit weniger Mühe Geld verdienen läßt, als mit Arbeiten und Welschkornbauen. Obgleich man nun freilich auch eben so gut und noch schneller sein Alles verlieren kann, so läßt sich der Amerikaner doch von der größten Gefahr nicht abschrecken, wenn er einmal die Idee für eine Spekulation gefaßt hat. Glückt sie, so ist es gut, geht's schief, so führt man die Leute an und beginnt wo anders wieder von Neuem.

Der Handelsstand theilt sich in den großen Städten auf gleiche Art wie in Europa in verschiedene Geschäftsbranchen, wie: Banquiers (Brokers), Commission und Spedition, Manufakturen, Eisen-, Spezerei-Handlungen rc. In den kleineren Städten und auf dem Lande haben aber die Kaufleute und Krämer vermöge der Gewerbefreiheit alles Mögliche, was der Bürger und Bauer braucht, in ihren Läden beisammen feil. So kann man in einem und demselben Kram Zucker und Kaffee, Wollen- und Baumwollen-Tuch, Hemden und Halstücher, Schuh und Hut, Spitzen und Pflüge, Spiegel und A B C-Bücher, Blechgeschirr, Zaum und Sattel, Nägel und Campher, Teufelsdreck, Kienruß und eine Menge anderer Dinge zu kaufen bekommen. Diese Kaufleute verderben und verstümpeln aber eben dadurch beinahe alle andern Geschäfte. Sowie in Deutschland die Kaufleute zur Leipziger und Frankfurter Messe ziehen, um ihre Haupteinkäufe zu machen, so reisen die amerikanischen Kaufleute aus den Binnenstädten im Früh- und Spätjahr nach dem Osten: New-York, Philadelphia, Boston und Baltimore. Das Eingekaufte bezahlt man in Geld und Landesprodukten, die man mitnimmt und von den Bauern in der Zwischenzeit gegen andere Waaren eingetauscht hat. Denn trotzdem, daß Alles, was der Bauer zieht, spottwohlfeil ist, so bekommt er dennoch, wenn er es zu Markte bringt, nicht sein baares Geld dafür, sondern der Kaufmann gibt ihm einen Schein, worin es heißt, daß N. N. berechtigt ist, bis zu dem und dem Betrag aus dem Laden Waaren zu nehmen. Dadurch ist der Bauer gebunden und hat nie

baares Geld von einigem Belang im Haus. Zu den glei-
chen Bedingungen muß sich auch der Handwerker verstehen,
wenn er Arbeit haben will. Ueberhaupt sucht Jeder den
Andern durch Waaren, Arbeit oder Anweisung auf einen
Dritten zu bezahlen. Klingende Münze ist der rarste Ar-
tikel in den Vereinigten Staaten. Dieses Tauschverhältniß
geht durch alle Geschäfte durch; wer sich dazu nicht be-
quemen will, erhält keine Aufträge, kann nicht verkaufen
oder kommt nie zu seiner Bezahlung. So gibt z. B. der
Meister seinen Gehülfen den Lohn statt in Geld in einer
Anweisung auf einen Kaufmann; der Kaufmann gibt ihm
Zucker, Kaffe rc. und damit bezahlt er wieder seinen Kost-
herrn; das ist so amerikanische Art.

Baumwollen-Fabriken und Manufakturen bestehen
hauptsächlich in den Neu-England- oder sogenannten Yankee-
Staaten. Von den Binnenstädten ist Pittsburg in Penn-
sylvanien der wichtigste Fabrikort. Seine Erzeugnisse be-
stehen hauptsächlich in Eisen- und Glaswaaren, sammt allem
was dazu gehört und damit zusammenhängt. Die meisten
Maschinen für die Dampfschiffe gehen aus den Pittsburger
Werkstätten hervor. Der Rauch einer unübersehbaren Menge
von Schornsteinen hüllt die Stadt Tag und Nacht in schwarze
Wolken ein. — Unter den Städten in den westlichen Staa-
ten übertrifft aber St. Louis in Missouri alle übrigen an
Bedeutung des Handels und schnellem Emporblühen. Jähr-
lich erheben sich mehrere hundert Häuser innerhalb des
Stadtbannes. Seine vortheilhafte Lage am Mississippi
unterhalb der Vereinigung des Illinois und Missouri ist

Grund des raschen Zunehmens. Dadurch ist es der Stapelplatz für den ganzen Westen; denn Alles, was jene Flüsse hinauf oder herunter muß, geht durch die Hände von St. Louiser Kaufleuten. Oft liegen hier 20—30 Dampfschiffe zur selben Zeit am Werfte. Und was für Dampfschiffe! Wahre Paläste. Hier eine Beschreibung derselben. Bauart und Einrichtung sind durchaus verschieden von der europäischen; der Kiel des Schiffes dient blos zur Aufnahme der Handelsgüter, und ragt bei voller Ladung oft keinen Schuh in der Mitte über die Fläche des Wassers hervor. Auf dem Deck des Kiels, also so zu sagen, zu ebener Erde, wenn man in das Schiff hineingeht, steht auf der vordern Halbseite die Feueranstalt mit 4—6 Dampfkesseln, dann folgen die Maschinerien, und auf der hintern Halbseite der Raum für die Deckpassagiere. In der Mitte desselben steht ein großer Kochofen von Eisenblech, sowohl zum Wärmen als zum Kochen den Passagieren dienend, denn diese erhalten keine Kost vom Kapitän. An den Wänden zu beiden Seiten sind in drei Etagen übereinander, nach Art der Apfelhurden 3 Fuß breite und $5^1/_2$ Fuß lange Kabanen zu Schlafstellen für die Deckpassagiere aufgeschlagen, mit dem Bettwerk aber müssen diese sich selbst versehen. Außerdem haben auch die Matrosen und Feuerleute auf dem Parterre ihre abgesonderten Schlafstätten, sowie ebenfalls die Küche für die Kajüte, die Schmied- und Zimmermanns-Werkstätten sich dort befinden. Zu beiden Seiten des Dampfschiffes werden die Holzbeugen aufgesetzt, und um die vordere und hintere Hälfte zieht sich eine Gallerie, in der Mitte von den Radhäuschen

unterbrochen. Ueber dem Kiel nun erhebt sich erst der eigentliche Glanz des Schiffes: da ist ein großes von leichtem Holzwerk aufgeführtes Haus, so breit und lang fast als der Kiel des Schiffes selbst. Von beiden Seiten führen Treppen hinauf. Eine Gallerie zieht sich umher und vereinigt sich vorn zu einem geräumigen Vorplatz, von welchem und von jeder Seite aus eine Thüre in das Innere des Hauses selbst führt. Dieses ist die Wohnung des Kapitäns, der Sekretäre, Steuerleute, Barkeeper rc., sowie sämmtlicher Kajütenpassagiere. Es ist ein großer prachtvoll möblirter Saal mit den schönsten Tischen, Sopha's, Stühlen, Spiegeln, Pendule's, Bildern und Teppichen. Längs den Seiten hin befindet sich eine Menge kleiner Zimmerchen, jedes mit zwei Betten übereinander und zwei Thüren versehen, wovon die eine in den Saal, die andere auf die Gallerie führt. Der ganze große Saal ist in drei Abtheilungen geschieden: den mittlern und größten Theil nehmen die männlichen Passagiere ein, der hintere, durch Wand und Thüre von dem mittleren geschieden, ist das Cabinet der Damen, und der vordere Theil enthält die Zimmer des Kapitäns, Schreibers rc. Von diesem Stockwerk aus gehen abermals zu beiden Seiten Treppen von der Gallerie aus auf das Hurricam-Deck oder das eigentliche Dach des Schiffes. Es ist beinahe flach und dient theils zum Aufbewahrungsort für Wagen, Holzwaaren u. dgl. theils, zur Promenade der Passagiere. Vorn auf diesem Deck steht nun noch das Pilothouse, das Häuschen des Steuermannes. Ueber dem ganzen Bau erheben sich dann zwei ungeheuere Kamine aus

Eisenblech, welche an Umfang die der rheinischen Dampfschiffe wohl dreimal übertreffen. Das Aeußere des Schiffes ist mit Bleiweiß-Farbe, Thüren und Fensterläden lebhaft grün angestrichen, wodurch es ein sehr freundliches Ansehen erhält. Auch das Geräusch des Dampfes ist ganz verschieden von dem der deutschen Schiffe: statt des leisen schnellen Gepuffs der letztern stoßen die amerikanischen in gewissen Absätzen ein dumpfes Schnauben gleich dem eines Büffels aus. — Kost und Aufwartung in der Kajüte ist so gut wie in den ersten Gasthöfen. Weder die Taxen für Personen noch die Fracht für Waaren kann theuer genannt werden; doch ist sie nach den verschiedenen Flüssen und der Gefährlichkeit sie zu befahren, höher oder niedriger, gleichwie auch ein Unterschied der Preise bei größerem oder geringerem Wasserstande eintritt. Ist das Wasser nämlich groß, so kann mehr geladen werden, und die Taxen sind wohlfeiler. Durchschnittlich beträgt die Fracht von St. Louis nach New-Orleans, eine Entfernung von 1200 engl. Meilen oder 400 Stunden 1/4 Dollars oder 36 kr. für 100 Pfund und das Passagiergeld im Deck 3, oft auch nur 2 Dollars, und in der Kajüte 10—12 Dollars. Gepäck ist frei, mit Ausnahme von Auswanderern, die ihre ganze Haushaltung mit sich führen. Der großen Sandbänke und gefährlichen Stellen wegen war bisher die Fahrt auf dem Missouri am theuersten; doch in letzter Zeit ist auch sie der Concurrenz halber bedeutend billiger geworden. Die Fracht für 100 Pfund von St. Louis bis Weston (gegen 200 Stunden) betrug je nach dem verschiedenen Wasserstande 3/4 bis 1 1/2 Dollars

im Jahre 1843. Die Passage im Deck 1½—3 Dollars und in der Kajüte 5—10 Dollars. Wenige Jahre zuvor waren die Preise um das Doppelte höher. Die größte Gefahr auf dem Missouri verursachen die gesunkenen Baumstämme, snags genannt. Diese stürzen von den unterhöhlten Ufern in den Fluß hinein, treiben darin eine Zeitlang fort, und rammen sich endlich auf dem Grunde, mit der Wurzel ein, so daß die Gipfel in schiefer Richtung emporstehen. Oft weiß der Steuermann das Dasein eines solchen verborgenen Ungeheuers nicht, und das Schiff geht zu Grunde, was schon unzähligen Dämpfern auf dem Missouri und Mississippi begegnete. Viele arme deutsche Einwanderer haben auf diese Weise Habe und Leben eingebüßt, und diejenigen, welche noch mit dem Leben davon kamen, waren zuweilen noch mehr zu bedauern als die in den Wellen Begrabenen, denn wer in diesem weiten fremden Lande von Geldmitteln entblößt ist, sieht sich dem größten Elende preisgegeben, und rettet er auch beim Schiffbruch noch einige Habseligkeiten, so finden sich in der Regel gleich in der ersten Nacht, welche er am Ufer zubringen muß, um auf ein vorbeifahrendes Schiff zu harren, ganze Banden von Raubgesindel ein, die von der Verunglückung des Schiffes Kunde erhielten, und nun dem armen Verlassenen noch das, was er an's Ufer gerettet hat, nehmen. — Das Zerplatzen der Dampfkessel und ähnliche Unglücksfälle sind auf den amerikanischen Flüssen etwas ganz Gewöhnliches. Dazu kommt noch, daß bei Wetten, aus Neid, Ehrsucht ꝛc. die Kapitäne das Leben ihrer Passagiere, ja ihr eigenes nicht hoch anschlagen, und Alles daran setzen,

um auf ihrem Kopfe zu bestehen. Wenn ein solcher Mensch in seinem Leichtsinne ein Schiff in den Grund gesenkt oder mit ein paar Dutzend Menschen „aufgeblasen“, d. h. in die Luft gesprengt und abgebrüht hat, so wascht er sich nachher in den Zeitungen rein, und erklärt sich grade als den vorsichtigsten und bedenklichsten Menschen von Allen, die am Schiffe waren, obwohl übrigens auch sonst keinem der Angestellten der geringste Fehler beigemessen werden könne, sondern das Unglück habe in einem unerklärlichen und unbegreiflichen Zufalle seinen Grund. Damit ist die Sache abgethan, und der Mann übernimmt wieder das Commando eines anderen Schiffes.

Merkwürdig in Bezug auf die Ladung des Schiffes ist die Fahrt von St. Louis nach New-Orleans im Winter. Denn zu dieser Jahreszeit finden sich alle Produkte der westlichen Staaten auf einem solchen Dampfschiffe vereinigt, da sie für den New-Orleans Markt bestimmt sind. Um mit den Menschen zu beginnen, so bilden den größten Theil der Passagiere solche, die für den Winter in New-Orleans Beschäftigung suchen, und Spieler von Profession (gamblers). Diese letztere Art Menschen machen einen eigenen Bestandtheil der Mississippi-Dampfschiffe aus; wie dem Fisch das Wasser, ist das Dampfschiff ihr Element. Darauf leben und weben sie, d. h. spielen und betrügen sie als Gentlemen. Einen weitern lebenden Bestandtheil der Schiffe bilden ganze Kuppeln von Pferden, Heerden Ochsen, Schaafe und Schweine, welsche Gänse und Hühner. Dann bemerken wir viele Fässer voll Schweinefleisch, Schweineschmalz, Ochsen-

fleisch, Welschkorn, Waizen und Mehl, Tabak, Hanf, Blei, Häute, Heu, Hirschschenkel, Feld- und Prairiehühner. — Von Orleans aufwärts sind die Schiffe beladen mit saubern und unsaubern deutschen Einwanderern — eine Musterkarte der verschiedensten deutschen Volkstrachten darstellend, und den Amerikanern Stoff zum Spott bietend, die bei ihrem Anblick sich des Lachens und Ausrufs nicht enthalten können: look at that dutch! Die übrige Fracht besteht besonders in rohem Zucker, Kaffe, Molasses, Salz, Reis, Baumwolle, Wein, Eisen und Südfrüchten. Die Ladung der aufwärts fahrenden Schiffe ist oft sehr bedeutend; ich weiß z. B., daß die Fracht an Kaufmannsgütern, die das Dampfschiff „St. Louis" einmal geladen hatte, 770 Tonnen (die Tonne zu 2000 Pfund) betrug, ohne die Masse Passagiere und Einwanderer mit all ihrem Gepäck und Hausrath an Bord. Und seitdem sind noch viel größere Mississippi-Dampfschiffe gebaut worden.

Zur Zeit des gelben Fiebers, das fast jedes Jahr in den heißen Sommermonaten losbricht und seine Verheerungen anrichtet, tritt jedesmal eine bedeutende Veränderung in der Einwohnerzahl von New-Orleans ein; die Geschäfte stocken und eine große Zahl Menschen eilen aus Furcht vor der Krankheit nach den gesünderen, nördlicher gelegenen Städten. Im Spätjahr nach dem Verschwinden des Fiebers strömt es dann wie eine Fluth wieder dorthin zurück, und Jeder trachtet der erste zu sein, um noch eine Anstellung und Beschäftigung zu erhalten.

Zur Vergrößerung des Kapitals und Erleichterung des Betriebs ist es in Amerika sehr gebräuchlich, daß sich bei Gründung und Führung eines Geschäfts zwei oder auch noch mehrere associren. Dies geschieht aber nicht blos wie in Deutschland bei bedeutenden Handelshäusern, sondern auch in kleinen und jeder Art von Geschäften, wie z. B. von Advokaten, Aerzten, Apothekern, Schreinern, Schneidern, Bäckern u. s. w.

Diesem Beispiele folgen auch die Deutschen. Man heißt das, miteinander in Partnership gehen. So waren die beiden deutschen Aerzte Engelmann und Wislizenus in St. Louis in Partnership, und der deutsche Advokat Koerner mit dem Amerikaner Shields in Belleville. — Die Bedingungen bei der Aufnahme von Lehrlingen in ein Geschäft sind den in Deutschland gebräuchlichen sehr unähnlich. In Amerika macht sich der Lehrling nur selten auf eine bestimmte Zahl von Jahren und eben so wenig zur Bezahlung von Lehrgeld verbindlich. In Bezug auf letzteres tritt sogar das umgekehrte Verhältniß ein, denn nach dem Grundsatz, daß jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist, erhält dort der Lehrling von seinem Lehrherrn eine seinen Leistungen entsprechende Vergütung: in der ersten Zeit wenigstens freie Kost und Wohnung entweder bei seinem Herrn selbst oder dieser berichtigt es für ihn in seinem Kosthaus. Länger als höchstens ein Jahr geht das aber nicht so fort; später wird auch noch Salair damit verbunden. Die Gehülfen, von welchem Geschäft es auch sei, verpflichten sich zu keiner Zeit, die sie auszuhalten gezwungen wären. Sie können täglich

ihren Abschied nehmen oder erhalten. Gewöhnlich arbeiten die Gesellen nach dem Stück; je fleißiger und geschickter einer ist, desto mehr kann er daher verdienen. Während der guten Zeiten, d. h. bevor 1837 die Bankerotte losbrachen, hatten die meisten Handwerker ihre eigenen Bücher, worin der festgesetzte Preis für jede im Geschäft vorkommende Arbeit eingetragen war und unter welchem kein Gehülfe arbeitete. Als aber nach jenem Zeitpunkte ein großer Theil der Arbeiter verabschiedet und brodlos wurde, da hielten sie sich nicht mehr an ihre „Buchpreise". Jeder mußte von jener Zeit an sehen, wie er sich mit dem Meister verständigte. Angestellte in Kaufläden, Apotheken und solchen Geschäften, wo nicht nach dem Stück bezahlt werden kann, erhalten ihre Bezahlung monatlich. Leider aber bleibt nicht selten beim Rechnungsabschlusse die erhaltene Einnahme des Gehülfen weit hinter seinem Guthaben zurück, aus der Ursache, weil die amerikanischen Meister den übeln Gebrauch haben, nur a conto zu zahlen und den Rest im Buch gutzuschreiben. Solche Reste bleiben aber dann gewöhnlich im Buch der Ewigkeit stehen, und der Arbeiter mag kommen, wenn er will, und sein Geld verlangen, so kommt er dem Meister nicht gelegen. Das Verklagen hilft nichts. Unter solchen Umständen sind die deutschen Arbeiter schon von vorn herein verloren; denn ist der die Zahlung Verweigernde selbst ein Deutscher, so hat er schon dadurch den Vortheil über seinen Arbeiter in Händen; ist er jedoch ein Amerikaner, so sichert ihm dieser Umstand den Sieg. Zu bemerken ist auch, daß vor Gericht keine Rechnung als gültig anerkannt wird, wenn nicht jeder einzelne

Punkt sein Datum und durch einen Zeugen die Richtigkeit davon beschworen wird. Wenn daher ein Gehülfe die Ueberzeugung gewinnt, daß er von seinem Herrn nur zum Besten gehalten und hintergangen werden soll, so ist das Vernünftigste für ihn, auf die bestmögliche Art in Güte noch von seinem Guthaben herauszubringen, soviel sich thun läßt, ohne übrigens seinen Entschluß merken zu lassen und dann einzupacken und auszutreten. Denn sobald der Meister seinen Plan merken sollte, dann bezahlt er gar nichts, nach dem in Amerika allgemein geltenden Grundsatze: betrüge, wo du betrügen kannst! Mit jedem Tage, wo man sich durch Versprechungen hinhalten läßt, vergrößert sich der Verlust. So sah ich einst, wie ein armer gutmüthiger Wagnergeselle auf diese Art um mehr als 400 Gulden geprellt wurde.

Es ist Gebrauch in Amerika, daß jeder Arbeiter und Gehülfe sein Handwerkszeug mitbringe. Jeder muß Alles eigen haben, vom Meister wird nichts geliefert, so daß selbst der Schreinergeselle seine eigene Hobelbank stellen muß. Deutsches Handwerkszeug mit nach Amerika zu nehmen, ist nicht passend, denn hier ist es fast durchgängig von anderer Form und besserem Stoff. Jeder der sich einmal daran gewöhnt und eingeübt hat, gibt ihm vor dem deutschen den Vorzug.

Ueberhaupt täuscht sich der deutsche Arbeiter gewaltig, wenn er glaubt, seinen amerikanischen Collegen an Kunst und Geschicklichkeit zu übertreffen. Er wird sich sehr bald vom Gegentheil überzeugen. Ein solches lebendiges und

praktisches Volk wie das amerikanische, ist in dieser Hinsicht den Deutschen weit voran. Nur in Genauigkeit und Accuratesse in der Arbeit nehmen sie's nicht so genau: daß die Arbeit dem Zweck entspricht, ist die Hauptsache, und mit nutzlosen und zeitraubenden Kleinigkeiten gibt man sich nicht ab.

Weil die Gehülfen häufig dem Betrug von ihren Meistern ausgesetzt sind, so haben sich in großen Städten Gehülfen-Werkstätten gebildet, wo nach den verschiedenen Arbeiten die Arbeiter sich in Gesellschaften vereinigen und auf gemeinschaftliche Rechnung produziren und verkaufen. Einer unter ihnen hält Buchführung, ein Anderer leitet den Verkauf ꝛc.

Jeder Pfuscher in schönen oder brodlosen Künsten usurpirt den Titel Professor, weshalb diesem Titel übrigens auch nicht die Achtung wird, wie in Deutschland.

Aus dem Gebrauche, daß jeder Handwerksgeselle sein eigenes Werkzeug haben muß, folgt natürlich auch die Nothwendigkeit, auf eine andere Art zu reisen. Der Geselle marschirt nicht mit dem Ranzen auf dem Rücken, wie in Deutschland, sondern will er seinen Wohnort verlassen, so bedient er sich der Eisenbahnen und der Dampfschiffe. Eine dieser beiden Gelegenheiten liegt ihm immer nah zur Hand. Das Betteln oder „Fechten“ ist glücklicherweise unbekannt, und jeder Versuch würde nicht nur nutzlos sein, sondern nur noch neue Schmach und Schande auf den schon schwer damit belasteten Rücken des Deutschen häufen. Und das ist eine schöne Sitte in Amerika! Ueberhaupt sieht man nirgends

Bettler als in den Seestädten, und da kann man sicher sein, daß es entweder Deutsche oder Irländer sind.

In Amerika sind alle Handwerke so gut und reichlich besetzt, ja übersetzt, wie in Deutschland. Wer sich den Zustand des Landes noch immer so naiv denkt, wie er vielleicht vor zwanzig, ja zehn Jahren war, irrt sich gewaltig. In neuerer Zeit haben sich die Verhältnisse in Beziehung auf die Leichtigkeit, schnell reich zu werden, ungemein verändert. Die Concurrenz ist Schuld daran.

Der größte Theil der Banken mit ihrem Lumpengeld ist gebrochen, und Silber nicht in genügender Menge vorhanden, um die Bedürfnisse bezahlen zu können. Dadurch und weil überall, wo sich eine Aussicht oder ein Plätzchen für irgend ein Geschäft eröffnet, gleich drei für einen sich melden, ist Alles in gleichem Verhältniß gesunken: Grundeigenthum, Agricultur- und Fabrik-Erzeugnisse rc. Nur die Nahrungsmittel haben den alten Preis beibehalten, obgleich die Erzeugnisse dem Bauer weit niedriger bezahlt werden. Dieß entsteht aus dem Grunde, weil erstens die Spekulanten den einzigen Nutzen haben, und zweitens die Consumtion der Verdienstlosen zugenommen hat.

Das öftere Wechseln des Ortes kann ich dem Handwerker nicht anrathen, denn es ist selten, daß er seine Erwartungen an irgend einer Stelle befriedigt findet. Zudem kann das Reisen zur Leidenschaft werden, und es gibt Viele, welche sich, sobald sie ein wenig Geld erspart haben, wieder

auf's Dampfschiff setzen und ewig in's Blaue hineinziehen. Man mag kommen, wohin man will, es ist alles Lumperei, und Jeder sagt: „Ach hier ist nichts, aber dort ist noch ein guter Platz, da geh' hin!“ Und geht man dahin, so ist es wieder nichts. So sieht man überall Handwerker jeder Art so schlecht wie in Deutschland in elenden Hütten und Spelunken sich Jahr aus Jahr ein abplagen, um nur das Leben durchzubringen. — Nur ein einziges Handwerk fällt mir ein, welches in Amerika nicht übersetzt ist, oder vielmehr gar nicht existirt: das edle Geschäft des Kaminfegers nämlich. Dies versieht jeder Amerikaner selbst, indem er einen brennenden Strohwisch in den Rauchfang steckt und ihn so ausbrennt. Ein regnerischer Tag ist hierzu am geeignetsten, damit die obenausschlagende Flamme das Schindeldach nicht erfaßt.

Der unseligen Wuth wegen zu wagen und zu spekuliren, um so schnell wie möglich reich zu werden, beruht der Handelsstand in Amerika bei weitem auf keiner so soliden Basis wie in Deutschland; und wenn man überhaupt von keinem Menschen den Vermögenszustand mit Gewißheit anzugeben vermag, so ist dies bei den Kaufleuten ganz besonders der Fall. Heute ist man reich und morgen arm. Das ganze Vermögen ist Wind und bloßer Schein. Alles hängt vom Gelingen oder Fehlschlagen einer einzigen Spekulation ab. So ist die Weise des Amerikaners, allein nicht selten werden auch Deutsche von dem Uebel angesteckt und versuchen dann ebenfalls den Amerikanern gleich sich zu helfen, d. h. sie benutzen auf alle Weise ihren Credit, und brennen durch,

den armen Teufel, der ihnen sein erspartes Geld anvertraute, in bitterm Elend zurücklassend. Gelingt ihnen ihr schlechter Streich und entkommen sie glücklich mit dem gestohlenen Gute nach Texas, dem Asyl aller Schurken, so hebt das dann wieder ein wenig den deutschen Namen in den Augen der Republikaner, und sie nennen den Spitzbuben einen smart fellow. Es gehört übrigens viel dazu, bis es ein Deutscher so weit bringt, daß ihm öffentlich von den Amerikanern dieses Lob gezollt wird. Der Handelsmann Loewenstroem in St. Louis, ein Niederdeutscher, war der erste seit langer Zeit, dem im Jahre 1842 diese Auszeichnung zu Theil wurde. Er erwarb sich die öffentliche Anerkennung ein smart fellow (d. h. ein gescheidter, gewandter Bursch) zu heißen, dadurch, daß er während seines mehrjährigen Aufenthalts in St. Louis einen der ersten Gentlemen in der Stadt spielte, in Folge dessen er der Whigpartei angehörte, den gemeinen Mann nur mit Verachtung ansah, und sich so auf diese Art bei der vornehmen Welt Credit verschaffte, den er zu seinem Wein- und Whisky-Handel auch so weit benutzte, bis er eines schönen Morgens mit Hinterlassung einer Schuld von 80,000 Doll. sich den Augen seiner Freunde in St. Louis entzog, und man auch später nie mehr etwas von ihm hörte. Das war ein smart Dutchman nach den Amerikanern, ein Goddam rascal nach den Zeugnissen seiner deutschen Bekannten.

Obgleich nach dem Gesagten kein Geschäft in Amerika mehr so brillant zu nennen ist, daß man sich versprechen dürfte, in kurzer Zeit dadurch Reichthümer zu erwerben,

wohlverstanden auf ehrlichem Wege, so ist doch das der Bierbrauer wie in Deutschland so auch in Amerika noch eines der besten, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil die Zahl der Deutschen in den Städten und auf dem Lande immer mehr zunimmt, und Bier das deutsche Lieblingsgetränk ist. Deshalb haben auch in den großen Städten die Bierbrauer förmliche Bierstuben eingerichtet und schenken in großen Pinten- (Schoppen) Gläsern ihren Gästen das Bier ein. Abends und an den Markttagen haben sie sich eines starken Zuspruchs ihrer deutschen Landsleute zu erfreuen, die um die Tische herumgelagert und Jeder mit seinem Schoppen vor sich, sich dann ihrer alten Heimath erinnern und im Ganzen für Amerika nicht den günstigsten Vergleich anstellen. Doch seitdem sich diese Bierinstitute aufgethan haben, hat sich Mancher wieder mit dem Lande ausgesöhnt, der vorher kein gutes Haar daran gelassen hatte. Ist doch dadurch dem Bedürfniß abendlicher, geselliger Unterhaltung insoweit nun abgeholfen. Doch haben sich dieses Vortheils nur die in den Städten Wohnenden zu erfreuen, und werden von denen auf dem Lande um dieses Glück beneidet. Der großen Sommerhitze wegen wird das Lagerbier nach englischer Art sehr stark gemacht, und bekommt dann die Namen Ale und Porter. — Auch die Kaffehäuser und Schnapsschenken sind profitabel. Wer aber eine der letztern hält, übergibt sein Haus der gemeinsten Rohheit und Liederlichkeit zum freien Gebrauch. Er muß sich Tag und Nacht mit dem gräßlichsten Lumpengesindel und verworfensten Pack abgeben, was nicht Jedermanns Sache ist. Daher sind

auch die Wirthe dieser Klasse gewöhnlich selbst nur Menschen vom gemeinsten Schlage, die ehr- und bildungslos alle ihre Wünsche erfüllt sehen, sobald ihnen nur die Gelegenheit gegeben ist, Geld erbeuten zu können. Solche Häuser dienen den Dieben zum Schlupfwinkel, und mancher Fremde oder Kranke ist darin schon seines Lebens und Geldes beraubt worden, wobei der Wirth selbst oft nicht der am wenigsten Betheiligte war. — Metzger- und Bäckerhandwerke gehören auch noch zu den besseren. Man sieht in den Städten nicht selten schöne Backsteinhäuser und Grundstücke von bedeutendem Werthe im Besitze dieser Handwerker, die oft arm in's Land kamen. Aber in neuester Zeit geht es auch mit Metzgern und Bäckern nicht mehr so schnell in die Höhe. Da man meistens Dampfmühlen hat, und zu deren Errichtung ein großes Capital gehört, so trifft man sehr wenig Deutsche an, die Eigenthümer einer solchen Geldgrube sind. Ein deutscher Müller bleibt daher besser zu Haus. Was die Handwerke der Zimmerleute, Schreiner, Schmiede, Wagner, Sattler, Schuster und Schneider anbelangt, so finden sie in Amerika dieselbe Concurrenz wie in Deutschland. Das Geschäft der Buchbinder ist eines der allerschlechtesten, denn die amerikanische Literatur ist bald gebunden. Bei Weitem das meiste, was aus dortigen Druckereien hervorgeht, sind Zeitungen. Davon werden täglich eine Masse zur Welt befördert, und zwar in einem Format, welches das gewöhnliche der deutschen Blätter um das Sechsfache übertrifft, so daß ein einziges Blatt für mehrere Abend Unterhaltung gewähren kann. Ein Deutscher, welcher des Englischen nicht

vollkommen mächtig ist, kann nicht erwarten, in einer amerikanischen Druckerei angestellt zu werden, und das Bedürfniß von Buchdruckern in den deutschen Druckereien ist bald befriedigt, da zwar mehrere Zeitungen, aber fast keine deutschen Bücher gedruckt werden. Der Ausschuß und alte Ausgaben, die im Vaterlande keinen Abgang mehr haben, finden ihren Weg in die Vereinigten Staaten, um dort noch hier und da einen hungrigen deutschen Magen zu sättigen. Philadelphia besitzt eine deutsche Buchhandlung, welche diesem Bedürfniß so gut wie möglich abhilft. — Schildmalerei und Anstreichen bildet in Amerika, wo es so viele Främhäuser gibt, eines der gangbarsten Geschäfte. Die genannten Häuser werden mit weißer, die Backsteinhäuser mit rother Farbe angestrichen. Weil aber dies nur im Sommer geschehen kann, so werden nur die geschicktesten Arbeiter das ganze Jahr durch beibehalten, und die andern können zusehen, wie sie sich den Winter über durchschlagen. — Das Glaserhandwerk kennt man eigentlich auch in Amerika nicht, denn die Kreuzstöcke und Fensterrahmen werden vom Zimmermann eingesetzt, der das Haus baut, und die Scheiben fügt entweder der Hauseigenthümer selbst oder der Anstreicher ein. In jedem Kaufladen kann man Fensterglas von beliebiger Größe, einzelne Tafeln oder ganze Kistchen kaufen. — Der Verkauf von Seife und Lichtern ist außerhalb der Städte von geringer Bedeutung. Jede ordentliche Hausfrau auf dem Lande bereitet sich den Bedarf dieser Artikel selbst Bei Ermanglung von Unschlitt kauft sie es und gießt die Lichter. Zur Bereitung der Seife aber hat jeder Farmer Vorrath

von Asche in seinem Kamin, sowie Fettabfälle das Jahr hindurch überflüssig, und daraus bereitet er sich seine Seife. Außer den Unschlittlichtern werden in den Städten auch sehr viele s. g. Stearin-Lichter verbraucht. Die Verfertigung geschieht namentlich in Boston und Cincinnati, in welcher letzteren Stadt die Bereitung des Schmalzöls einen besondern Industrie-Zweig ausmacht, und der zurückbleibende feste Theil des Schmalzes dann noch den Stearin ähnliche Lichter gibt. Der Verkauf von Seife in den Städten ist sehr bedeutend, weil sich der Amerikaner in Kleidung und Weißzeug immer gern sauber und reinlich zeigt.

Das Hafnerhandwerk gehört unter die mittelmäßig guten, denn außer den Blumen-Vasen und Töpfen für Bleiweißfabrikation finden die Töpferarbeiten größtentheils nur unter der deutschen Bevölkerung Abnehmer. Eines der besten Geschäfte hingegen ist noch das Blechschmied- oder Flaschnerhandwerk; weil sich die amerikanischen Frauen statt des irdenen Küchengeschirrs eines solchen von Sturz- und Weißblech bedienen, und außerdem eine Menge anderer Gegenstände aus diesem Stoffe verfertigt werden. Zum gehörigen Betrieb dieses Geschäfts sind aber mancherlei Maschinen und Werkzeuge erforderlich, weshalb man zur Errichtung schon ein kleines Kapital besitzen muß.

Welches bürgerliche Gewerbe aber auch ein Deutscher zu Hause geführt haben mag, sobald er nach Amerika kommt, muß er vor dem Wiederbeginne zwei Haupterfordernissen Genüge leisten, will er nur irgend Hoffnung auf guten Erfolg haben. Das ist erstens: er muß zuerst bei einem

andern Meister arbeiten, um sich die Art und Weise, wi das Geschäft im Lande betrieben und gehandhabt wird, vollkommen anzueignen; und zweitens muß er nothdürftig englisch reden können. Wo übrigens im gleichen Orte in einem Geschäfte zwischen einem Deutschen und Amerikaner Concurrenz eintritt, darf sich der Erstere keineswegs auf große amerikanische Kundschaft verlassen, falls er nicht bedeutend besser und billiger als sein amerikanischer College arbeitet und verkauft. Hat daher der Deutsche keine Aussicht, von der Kundschaft seiner Landsleute leben zu können, so wage er es nicht, gegen einen Amerikaner in die Schranken zu treten, und am allerwenigsten, so lange es mit der Sprache noch nicht recht fort will. Bei Allem was man treiben mag, ist Thätigkeit, Häuslichkeit und Sparsamkeit nothwendig; ohne diese Eigenschaften hat Einer in Amerika noch viel schneller ausgehaust als in Deutschland. Ein doppelter Verlust ist dann unfehlbar: die Einnahmen vermindern und die Ausgaben vermehren sich. Weil die einförmige Natur dem Menschen keine Genüsse und Erholungen gewährt; und auch sonst jede Gelegenheit zu vernünftiger Unterhaltung fehlt, so gehen die Leute von einem Caffehaus oder Bier- und Branntwein-Schank in den andern, und verthun ihr Geld, ohne sich dafür einen wahren Genuß verschafft zu haben, und zudem haben die Getränke in diesen Häusern den doppelten und dreifachen Preis wie in Deutschland. Dazu kommt auch noch der Gebrauch, daß es der Anstand erfordert, alle anwesenden Bekannte und Freunde einzuladen, sich nach Belieben ein

Getränk geben zu lassen; was man treaten heißt. — Jener Theil der Auswanderer, bei welchen das viele Wirthshaussitzen Ursache zur Auswanderung gewesen sein mag, ist deshalb schon von vornherein verloren, sobald er den amerikanischen Boden betritt, weil das Lumpengesindel und die Gelegenheit, dem alten Hang zu fröhnen, ihn in viel zu häufige Versuchung führt, um widerstehen zu können. — Befindet sich ein Deutscher in Amerika in besseren ökonomischen Verhältnissen als es zu Haus der Fall war, so wird es sich bei näherer Untersuchung in der Regel herausstellen daß er wenigstens schon zu Anfang der dreißiger Jahre in's Land kam und sich der Ursprung seines Wohlstandes aus jener Zeit her datirt. Sollte aber jene Annahme nicht zutreffen, er also erst in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre angekommen sein, so wird er, wenn er dabei ein ehrlicher Mann geblieben ist, eingestehen müssen, daß er unter tausend Andern vielleicht der einzige ist, auf den das Glück seither günstig herabschaute; oder aber es wird sich erweisen, daß er auf keine ehrenhafte Weise zu Vermögen gelangte. In solchen Fällen macht sich dann aber gewöhnlich das deutsche Sprichwort geltend: Wie gewonnen, so zerronnen.

Der deutsche Apotheker wird in der Art und Führung seines Geschäfts einen bedeutenden Unterschied finden zwischen hier und dort. Die Receptur ist nicht sehr stark, weil jeder Arzt seine eigene kleine Apotheke hat, und die meisten Arzneien selbst zubereitet. Ein großer Theil der begehrtesten Heilmittel besteht in sogen. Patent medicines, und diese, sowie die gebräuchlichsten Sachen überhaupt, kann man ver-

möge der Gewerbsfreiheit in jedem Laden bekommen. Ein chemisches Laboratorium hat vollends kein Apotheker, da von chemischen Präparaten nicht sehr viel in Anwendung sind. Vor allen ist es der Calomel, der sich an die Spitze der übrigen Schaar stellt; ein großer Theil der amerikanischen Aerzte, oder wenigstens solcher, die das Geschäft treiben, verläßt sich in allen Fällen blos auf dieses Mittel: es wird überall gegeben und in Quantitäten, daß man nicht an seiner Wirkung zweifeln kann. Vermöge solcher unsinnigen Gaben und daraus öfters entstandenen üblen Folgen hat sich nun aber bei vielen Leuten ein Vorurtheil dagegen erhoben, und wie in der Politik das Volk sich in zwei scharf gesonderte Lager trennt, so zerfällt es ebenfalls in zwei Parteien hinsichtlich des Calomel. Der Eine legt dem Calomel den alleinseligmachenden Glauben bei, während er von dem Andern unter jeder Bedingung als Ketzer zur Hölle verdammt wird. Wegen der vorherrschenden Tendenz aller Krankheiten zu bösartigen Fiebern nimmt gleich hinter dem Calomel das Chinine seinen Platz ein. Dann kommen Brechweinstein, Ricinusöl (Castor Oil) als Landesprodukt, Aloe, Crotonöl, Opium, Morphium u. dgl. Geschichten, denn der Amerikaner will bald Wirkung sehen, die Krankheit muß sich nach einer Seite hin entscheiden. Die chemischen Präparate also werden theilweise in Fabriken in Philadelphia und Baltimore gemacht, aber den größten Theil bezieht man aus London und Paris; auch sah ich in St. Louis Chinine von Jobst in Stuttgart. Die großen Materialhandlungen in den Seestädten versorgen dann wieder die Drugstores und

Apotheken im Lande. So ist also ein Apotheker dort mehr bloßer Verkäufer und Zusammenmischer einfacher Arzneien, als was man in Deutschland unter einem studirten Pharmaceuten versteht. Von Verordnungen der Sanitäts-Commission, von Medizinalpolizei, von Taxen und Visitationen ist keine Rede, von wissenschaftlicher Kenntniß eben so wenig.

Den dortigen Apothekern würde aber auch eine wissenschaftliche Bildung wenig helfen. — Eine Art Arzneimittel, welche in manchen Gegenden Deutschlands und der Schweiz viel angewandt werden, werden in Amerika nicht benutzt, die Kropfmittel nämlich. Kröpfe sind dort nicht einheimisch, und wenn man einen sieht, so darf man ganz bestimmt annehmen, daß es ein importirter ist.

So wenig wie vom Apotheker wird vom Mediziner ein Examen verlangt, und mancher talentvolle junge Mann, der, von einer gewissen Schüchternheit zurückgehalten, sich Jahre lang zu Hause vorbereitet und nie zu dem Entschlusse kommen kann, den gefürchteten Concurs zu machen, oder selbst nach gemachtem Versuch das Unglück hatte durchzufallen: er hätte während dieser verlorenen Zeit, vom Glück begünstigt (und nirgends wie in Amerika kommt alles auf's Glück an), schon eine Menge der prachtvollsten Kuren und sich einen Namen machen können; denn in dem Freistaat werden dem Strebenden keine Fesseln angelegt. Jedem steht es frei, seine Fähigkeiten ungehemmt zu entwickeln. Nur kommt der Umstand dabei in Betracht, daß der vielen Concurrenten halber, sowohl Eingeborner als Fremder, auch in diesem Fach sich die Gelegenheit zu Ruf und Vermögen

zu kommen sehr erschwert. Sogar der äußerste Westen kann sich rühmen mit praktischen Aerzten reichlich gesegnet zu sein. Bevor sich der Amerikaner einem Arzt zur Behandlung anvertraut, ersucht er ihn, zuerst ihm zu sagen: nach welchem System er gewohnt sei zu curiren, ob nach dem **Mineral-** oder **Vegetable-system**, nach dem **Thomsonian-system** oder nach dem **German-system**, und wenn dann des Doctors System nicht mit seinem System zusammentrifft, dann ist es vorbei mit der Aussicht aufs **Money-system** (Geldsystem).

In Bezug auf die schönen Künste der Musik, des Tanzes und Gesanges ist Amerika noch eine Goldgrube für ausgezeichnete Künstler und Künstlerinnen. Diese bereuen es nie, den großen Seestädten im Osten einmal ihren Besuch gemacht zu haben. Zwar scheint dieses im Widerspruch zu sein mit dem was ich weiter oben sagte von der ästhetischen Bildung der Amerikaner, allein nichtsdestoweniger ist meine zweite Behauptung so wahr wie die erste, nur ist eine Bedingung nöthig, nämlich die, daß dem Künstler der Ruf vorausgeht. Weder Paganini, Catalani noch Fanny Elsler würden in New-York ihren Ruf begründet haben, wenn er nicht in den englischen Zeitungen lange vor ihnen schon dort eingetroffen wäre. Der Amerikaner hütet sich, in solchen Sachen ein öffentliches Urtheil abzugeben, so lange er nicht das competenter Richter gehört hat. Dann aber, um den Schein zu retten, daß er auch Kunstsinn besitze, und die Meinung des Auslandes zu täuschen, werden

alle früheren Städte im Spektakelmachen und eklatanten Ausbrüchen der Begeisterung übertroffen.

Mit Advokaten ist das Land wahrhaft übersäet, wie es sich bei einem Volke von solcher Moralität und Bildung wohl nicht anders erwarten läßt. Von diesen Redekünstlern verlangt es denn natürlich ihr Geschäft schon, daß sie die ausgelerntesten und besten unter den Besten sind. Gewöhnlich schließt man mit ihnen im Voraus einen Accord, und zwar darüber was sie erhalten, im Fall der Prozeß gewonnen wird; geht er verloren, so bekommen sie nichts. Diese Menschen vor einer Jury plaidiren zu hören, ist wirklich höchst interessant, wäre es auch nur, um darüber zu staunen, wie geschickt sie Alles verkehren und aus Schwarz Weiß zu machen verstehen. Alle Repräsentanten bei den Staatslegislaturen sowohl als beim allgemeinen Congreß in Washington sind Advokaten. Nicht daß die Constitution dies gebiete, allein man erwartet nun einmal von ihnen, daß sie die smartesten sind.

Schließlich sei übrigens bemerkt, daß man in Amerika ein Geschäft treiben kann, welches man will — das macht in der öffentlichen Meinung nichts aus. Bei der Beurtheilung eines Mannes fragt man nicht, was er ist oder wer er ist, sondern nur was er hat. Wenn man sich über die Verhältnisse Jemands erkundigt, so ist die Frage: „What's he worth?“ Das heißt wörtlich: „Was ist er werth?“ Hat nun ein Schurke z. B. 20,000 Doll. Vermögen, so sagt man: er ist 20,000 Doll. werth; hat hingegen ein ehrlicher Mann nichts, so ist er — nichts werth.

Mancher sagt da: ich bin so und so viel werth, wenn er doch eigentlich nur Zuchthaus und Galgen werth ist. Der Amerikaner bekennt aber durch diese Ausdrucksweise frei und offen, daß in seinen Augen nur das Geld den Werth des Menschen ausmacht, der Mensch selbst nichts werth ist.

VII.

Vom Bauernstande.

Nicht nur in Europa, sondern selbst in den amerikanischen Städten ist man gewöhnlich der Ansicht: der amerikanische Farmer, d. i. der Bauer, sei der unabhängigste Mensch von der Welt. Diese Ansicht geht theilweis aus dem Umstande hervor, daß er keine Steuern zu zahlen hat, und dann aus der Annahme: er pflanze Alles selbst, was er ins Haus brauche. Bei genauerer Prüfung aber wird sich herausstellen, daß hierin eine große Täuschung liegt. Der Bauer dort ist eben so gut wie andere Leute wieder von Menschen abhängig, und mehr noch als von diesen — sogar von seinem Vieh. So lange nämlich das Vieh nicht in Ställen gefüttert wird, ist er (wie oben schon angedeutet wurde) jeden Morgen und Abend, wenn er seinen Kaffe oder Thee trinken will, von seiner Kuh abhängig, und muß erwarten, ob diese auch wohl zum Melken heimkommen mag? Hat er eine Stunde vergebens auf sie gewartet, so muß er oder die

Kinder hinaus und den Wald oder die nasse Prairie durchlaufen und schreien: Suh-huk, Suh-huk! Oft aber ist alles Suchen und Rufen umsonst und der Ausgeschickte muß zuletzt ohne die Widerspenstige gefunden zu haben, nach Haus heimkehren und den Kaffe ohne Milch trinken. So geschieht es wieder sehr oft, daß eine Arbeit, welche an einem bestimmten Tage ausgeführt werden mußte, liegen bleibt, wodurch großer Nachtheil entsteht, aus dem einfachen Grunde, weil man die Ochsen nicht finden konnte als angespannt werden sollte. Das Gleiche ist der Fall mit den Pferden. Und dann die Noth und der Aerger wieder, wenn die herrlichen Welschkornfelder anfangen das herumschweifende Vieh zum Genuß einzuladen. Da gibt es Pferde (Fenzenjumper), denen keine Fenze zu hoch ist, sie setzen hinüber. Die Ochsen üben dies Geschäft auf andere Weise aus, das heißt die smartesten unter ihnen: sie legen nämlich mit ihren Hörnern so lange Riegel von der Fenze ab, bis diese niedrig genug ist, um ungehinderten Eintritt zu gewähren. Während diese Fenzenbrecher an der Arbeit sind, versammelt sich alles Vieh aus der Nachbarschaft voll Ungeduld um sie herum, und ist der Augenblick gekommen, wo der letzte Riegel fällt, so stürzt sich die ganze Heerde unaufhaltsam durch die Oeffnung, und verwüstet oft in wenigen Stunden das schönste Feld. Unter allem Vieh aber verursachen die Schweine den meisten Verdruß und Schaden. Sobald nach ihrer Ansicht zwischen den Fenzriegeln hindurch in die Gärten und Felder hinein, ihnen die Kürbisse und Melonen zeitig und das Welschkorn groß genug dünkt, wird von Groß und Klein die Runde um

die Fenzen herum gemacht und diejenigen Stellen ausspionirt, die einem hartnäckigen Angriff am bäldesten zu weichen versprechen. Den Kleinen gelingt es zuerst, sich zwischen den zwei unteren Riegeln, die nicht eng genug übereinander liegen, durchzuschaffen. Wenn aber die Großen sehen, wie prächtig den Kleinen die Melonen und Krautköpfe schmecken und wie ein Welschkornstengel nach dem andern kracht und zusammensinkt, dann macht sie der Neid und ihre Freßgier ganz wüthend, und sie ruhen nicht eher, als bis auch sie sich innerhalb der Mauern wissen, indem sie entweder mit Anwendung all ihrer Kraft einen Riegel ausstoßen oder die ganze Fenze überklettern, oder auch sich unten durchwühlen. Und haben sie sich einmal die Gewißheit verschafft, daß nichts in der Welt unmöglich ist, wenn man nur die Sache ernstlich will, dann hilft kein Aufpassen und Wachen mehr, sie wiederholen trotz aller Züchtigungen bei Tag und Nacht ihre räuberischen Einbrüche, bis der letzte Welschkornstengel abgerissen und die letzte Kartoffel aus dem Boden verschwunden ist. — Das ist nun eine der Unabhängigkeiten und Annehmlichkeiten des Farmerlebens. Im Ganzen braucht er zu Allem, was er baut und pflanzt, Mühe und Arbeit so gut und noch mehr als in Deutschland. Denn das Bäume- und Wurzel-Umhauen und Ausgraben, um das Besitzthum zu schaffen, zu vergrößern und werthvoller zu machen, kostet enorme Arbeit und manchen Schweißtropfen; und je weniger Einer sein Feld mit Fleiß bestellt, um so schlechter fällt die Ernte aus — gerade so wie in Deutschland. Was er aber auch sich gebaut und

gezogen hat, bringt ihm wegen der ungeheuern Wohlfeilheit aller Landesprodukte erst noch kein Geld von einigem Belang in's Haus, auch schon aus dem Grunde, weil er (wie oben bemerkt), für den größten Theil dessen, was er auf den Markt bringt, wieder andere Dinge dagegen in Tausch nehmen muß, und dabei nicht unabhängig, sondern ganz und gar an den Kaufmann gebunden ist, der ihm seine Erzeugnisse abnimmt. Von was sollte der amerikanische Bauer Steuern zahlen, wenn er kein Geld hat?

Bei dieser Gelegenheit will ich hier die Preise dessen, was der amerikanische Bauer erzielt, beisetzen. Dabei muß aber bemerkt werden, daß nicht Jeder vermögend genug ist, um diese Dinge verkaufen zu können, sondern mancher kaum genug Welschkornmehl für seine Familie zum Unterhalt hat. Ferner ist der Unterschied des Geldwerths zu berücksichtigen, indem der Dollar, obgleich 2 fl. 30 kr. im Cours, dennoch in Amerika im Werthe eigentlich nur ungefähr so hoch angeschlagen wird als ein Gulden in Deutschland. Nachfolgende Beispiele nehme ich an als gegen baar Geld, oder wie man in Amerika sagt: für Cash. Darnach ist der Preis

eines schon recht guten Pferdes . . 30—40 Dollars.
eines Jochs guter starker Zugochsen . 25 „
einer guten Milchkuh mit Kalb . . 8—10 „
großer fetter Mastschweine im Gewicht von 250—300
Pfund, das Pfund . . . . 2 Cents. (3 kr.)
fetter Welschen (turcky), per Stück . . 48—54 kr.
gewöhnlicher Hühner . . . . das Dutzend 2 fl.
Butter . . . . per Pfd. 12 kr.

Eier . . . . per Dutzend 6 kr.
Milch . . . . per Maaß 3 kr.
Welschkorn, der badische Sester . . . . . . 12 kr.
Unschlitt . . . . per Pfund 12 kr.
Aepfel, der badische Sester . . . . 18 kr.
Pfirsiche, „ „ „ . . . . 24 kr.
Kartoffeln, „ „ „ . . . . 10 kr.
grüne Bohnen, der große Korb . . . . . . 12 kr.
größte Kukummern . . . . . per Dutzend 9 kr.
größte Zucker- und Wassermelonen . per Stück 12 kr.
Hirschschenkel . . . . 1/2 Doll.
Brennholz, das Klafter beim höchsten Preis im
Winter z. B. in St. Louis . . . . 4 Doll.
im Sommer . . . . 3 Doll.
In Weston ist der Preis das ganze Jahr
hindurch . . . . 1 Doll.

Daraus ist zu ersehen, um wie viel mehr die meisten Sachen in Deutschland kosten.

Betrachten wir dazu noch die erbärmlichen Wohnungen, die elenden Blockhütten, die in einem viel schlechteren Zustand sind, als in Deutschland, die Ställe für das Vieh, nebst dem gänzlichen Mangel aller Einrichtungen, dann wollen wir den amerikanischen Bauer seiner scheinbaren Unabhängigkeit wegen nicht mehr beneiden, und kein Deutscher, der sie schon aus eigener Erfahrung kennen lernte, wird sie gewaltig rühmen, wenn er es ehrlich und aufrichtig bekennen will, und früher nur halbwegs als gesitteter Mensch in Deutschland gelebt hat. Das Traurigste noch bei dieser

Unabhängigkeit ist die so oft vorkommende gänzliche Verwahrlosung der Kinder im Schulunterricht. Freilich, sobald die Kleinen nur ein wenig herangewachsen sind, ersetzen sie diesen Mangel durch Selbststudium, d. h. sie fangen schon an das Schachern und Betrügen zu probiren, und bringen es bald in diesen Kenntnissen zu gehöriger Fertigkeit.

Auch der reiche Farmer geht übrigens wenig vom althergebrachten Gebrauch seiner häuslichen Einrichtung ab. Der innere Raum in seinem Hause ist immer eng und sparsam zugemessen; denn das Geld, das er auf die Größe und bessere Einrichtung seines Hauses verwenden müßte, meint er, werde besser zum Ankauf und Urbarmachung von Land, sowie zu gewinnversprechenden Spekulationen benutzt. Häusliche Bequemlichkeiten kennt er gar nicht, mit Ausnahme etwa, daß die Ladies ihren Rocking chair nicht entbehren können.

Jeder einzelne Staat hat seine Unterabtheilungen in Counties; jedes County seine Township, und jede Township ist in 36 Sections eingetheilt, wovon jede ein regelmäßiges Viereck bildet wie beistehende Figur zeigt. Jede

1	2	3	4	5	6
12	11	10	9	8	7
13	14	15	16	17	18
24	23	22	21	20	19
25	26	27	28	29	30
36	35	34	33	32	31

Section ist nach jeder Seite hin eine engl. Meile lang, also 4 engl. Meilen im Umfang, und enthält 640 Acker oder Morgen. Eine solche Section ist dann durch Zeichen wieder abgetheilt in $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_8$ und $^1/_{16}$ Section. Letzteres gleich 40 Acker ist das kleinste Stück Land, das man vom Congresse kaufen kann. — Es gibt nun aber Bauern, die nur Land in Pacht haben, und andere große Grundeigenthümer, die eine ganze Section und noch mehr (oft in mehreren Staaten zugleich) besitzen. — Unter Privaten können Landverkäufe von beliebiger Größe abgeschlossen werden.

In den Jahren 1838 und 1840 wurden vom Congresse zwei **Preemption laws** (Verkaufrechts-Gesetze) erlassen, des Inhalts: daß jeder weiße Einwohner der Vereinigten Staaten, wenn er sich auf einem Lande niederläßt, das noch nicht zum öffentlichen Verkauf ausgesetzt ist, und sich ein Wohnhaus darauf baut, worin er ißt und schläft, dann wenigstens 5 Acker schon urbar gemacht hat, wenn das Land in Markt kommt, sich dadurch das Recht auf $^1/_4$ Section, also auf 160 Acker erwirbt zu dem Preise von $1^1/_4$ Dollars per Acker. Die 200 Dollars müssen aber, sobald die Versteigerung des Landdistrikts vorgenommen wird, dem Regierungscommissär baar bezahlt werden. Geschieht das nicht, so wird die $^1/_4$ Section der Steigerung übergeben und dem Meistbietenden zugeschlagen. Die Leute, die sich auf solchem dem Verkauf noch nicht übergebenen Lande niederlassen, heißt man **Squatters**. Weil aber das Gesetz keinem **Squatter** verbietet, sein **Preemption right** (Verkaufsrecht) vor der Steigerung wieder zu verkaufen,

und Viele die 200 Doll. baares Geld nicht im Stande sind aufzubringen, so verkaufen sie gewöhnlich ihr Recht oder Land, das nun ein Claim genannt wird, wieder an einen Andern, und machen wo anders von Neuem auf noch nicht dem Verkauf ausgesetztem Land ein Claim. Oft geschieht es aber auch, daß sie verkaufen, obgleich es ihnen nicht an Geld mangelt, um ihr Claim bezahlen zu können; denn dieses ist zuweilen vermöge der Nähe bei einer aufblühenden Stadt, seines fruchtbaren Bodens, schönen Waldes u. s. w. so werthvoll, daß manches schon für 1000 — 1600 Doll. verkauft wurde. Ja, ich kenne Claims in der Nähe von Weston, die schon, bevor das Land in Markt kam, so theuer waren, daß sie von ihren Besitzern für 10,000 Doll. nicht zu erhalten gewesen wären. Die Claims sind übrigens eine Quelle unzähliger Processe und Streitigkeiten, die manchmal bis zu Mord und Todtschlag führen.

Kauft die Regierung den Indianern, die nun fast alle im Westen, außerhalb des Vereinigten Staaten-Gebiets ihre Wohnsitze haben, ein Stück Land ab, so wird die Zeit festgesetzt, wann diese es zu verlassen haben, und die Zeitungen bringen das zur öffentlichen Kunde. Solches Land bietet nun Gelegenheit, Claims darauf zu machen, und je näher der Tag des Abzugs der Indianer kommt, um so mehr vergrößert sich die Zahl der Squatters längs der Grenze, mit ihren Aexten in der Hand. Diese Leute bilden in der Regel den wildesten, rohesten und ärmsten Theil der weißen amerikanischen Bevölkerung, und Jeder von ihnen durchstreift schon zuvor das Land, und merkt sich das Stück, was er für

sich nehmen will. Mit dem Stundenschlag stürzt dann die ganze Masse über die Grenze; jeder eilt der erste auf dem ausgesuchten Platze zu sein, und im Augenblick wiederhallt der Wald von tausend Axtschlägen und zusammenstürzenden Bäumen. Um nicht verdrängt zu werden, verläßt dann Keiner mehr seinen eingenommenen Posten, und sucht sich zuerst aus den Aesten Zelte oder, wie man sagt, ein Camp oder Wigwam zu bilden, um darin campiren zu können, bis eine Blockhütte fertig ist. Weil das Land dann aber noch nicht in Townships und Sections ausgelegt und vermessen ist, so geschieht es, daß gewöhnlich, weil Jeder nur ein gutes, aber Keiner ein schlechtes Stück will, wissentlich und unwissentlich Mehrere auf derselben Viertels-Section anfangen zu lichten. Jeder sucht nun, den Andern so weit als möglich von sich fern zu halten; wenn aber Keiner weichen will, so kommt es zum Kampfe, und der Stärkste behauptet das Feld. Nach Vermessung des Landes in ganze, 1/4 und 1/16 Sectionen zeigt es sich, wie Viele sich innerhalb der Grenzen einer 1/4 Section niedergelassen haben. Oft will es dann der Zufall, daß die Linie einem mitten durch's Feld oder Haus läuft, und ein Anderer mit Haus und Feld ganz innerhalb der Grenzen liegt, und so entstehen eine Menge Verwicklungen, die nur durch Processe zur Entscheidung gelangen. Weil, wie bemerkt, die Vergünstigung des Preemption rigths oder der Besitz des Claims an die Erfüllung gewisser Bedingungen geknüpft ist, so geschieht es in jenen Gegenden häufig, daß wenn Einer verfehlt, allen diesen Bedingungen pünktlich nachzukommen, ihm sein Besitzthum dadurch ent-

rissen wird, daß irgend ein smart gentleman in Begleitung einer Rotte bezahlter Schufte mit Aexten bewaffnet, unverhofft und meistens bei Nacht in sein Land fällt und in aller Eile Bäume umhaut und sich eine kleine Blockhütte aufrichtet, bevor es der wirkliche Eigenthümer nur gewahr wird. Beide Theile suchen dann, wenn sich der Räuber weder durch Güte noch Gewalt wieder entfernen läßt, richterliche Entscheidung nach, und so geschieht es, daß Mancher nur durch schwere Opfer sein Eigenthum zu retten im Stande ist, oder es gänzlich mit Allem, was auf dem Land steht, dem Räuber überlassen muß, weil alles, was auf public property gebaut wird, dem Boden anheimfällt und nicht mehr entfernt werden darf. Die erwähnte gewaltsame Besitznahme heißt man ein Claim jumpen. Aber nicht blos einzelne Farmen werden so gejumpt, sondern im Jahr 1843 widerfuhr dieses Schicksal sogar einer ganzen Stadt — Jatan in Platte County in Missouri. Der Grund und Boden, worauf die Stadt steht, war damals noch public property, und während der vorläufige Eigenthümer sich Krankheits halber mit seiner Familie von Haus entfernt und zu seinen Eltern nach Kentucky begeben hatte, jumpten zwei amerikanische Gentlemen von Weston aus den Boden und damit die ganze Stadt Jatan, die sich im Lauf der letzten fünf Jahre darauf erhoben hatte. Derartige Claim-Geschichten sind zahllos. So hatte sich in jener Gegend 1842 ein Niederdeutscher ein Claim gekauft und ein anderes nebendran noch selbst dazu gemacht. Darauf reiste er ab, um Frau und Kinder aus Deutschland nachzuholen, und übergab für die Zwischenzeit seinem amerikanischen

Nachbarn die Obhut über die beiden Claims, damit sie ihm nicht gejumpt würden, bezahlte ihm auch gleich 40 Doll. dafür. Der Hüter aber war nicht faul und jumpte selbst eines davon, und als der Deutsche wieder zurückkam, mußte er froh sein, daß ihm das andere noch wiedergegeben wurde. Ein anderer Niederdeutscher kam im Jahr 1841 an und kaufte von dem ältesten amerikanischen Settler jener Gegend sein Claim für 800 Doll. (2000 fl.) baar. Der Kauf wurde schriftlich abgeschlossen und alles schien gut. Der Deutsche fing an mit einem Knechte mehr Land umzubrechen, vergrößerte das Feld bedeutend, führte neue Gebäulichkeiten auf u. s. w. Wie aber im Frühling 1843 jener Landdistrikt in Markt und unser Deutscher auf die Land-Office kam um 200 Doll. dem Regierungs-Commissär für sein Claim zu bezahlen, so wartete schon ein Dritter und sagte: das Claim ist mein, laut dem Preemption law, das der Congreß 1838 herausgab, und damals wohnte ich auf jenem Land! Darauf nahm jede Partei ihren Advokaten, und das Ende vom Lied war, daß dem Deutschen die Hälfte seines Claims, nämlich 80 Acker ab- und dem Amerikaner zugesprochen wurden, der sie ihm dann wieder für 800 Doll. zum Kauf anbot.

Auf solche und ähnliche Weise kauft mancher Deutsche von einem Amerikaner Land, das diesem gar nicht gehört und wozu derselbe nicht das geringste Recht hat. Der Deutsche aber bleibt als der betrogene Theil zurück. Nicht allein beim Ankauf eines Claims aber, sondern bei jeder Art von Ländereikäufen ist durchgängig die größte Vorsicht nöthig, und bevor man sich nicht durch sachverständige Leute,

die schon lange in der Gegend wohnen und mit den Verhältnissen jedes Einzelnen in ihrer Nachbarschaft bekannt sind, die Gewißheit verschafft hat, daß Alles in Ordnung und der Verkäufer freier und alleiniger Eigenthümer des Landes ist, muß man das Geld ruhig in der Tasche lassen. Zu allem Land, was sich in den Händen von Privaten befindet, hat der rechtmäßige Besitzer einen von der Regierung ausgestellten Schein, den man Deed oder Title nennt, und diesen muß man sich zuerst vorweisen und durch einen sachkundigen Mann prüfen lassen. Beim Verkauf von public property bekommt nämlich der Käufer einen solchen Deed zu seinem Land wodurch ihm dann sein Recht und Eigenthum gesichert ist. So lang aber das Land noch nicht in Markt gekommen ist, kann der Besitzer sich nur durch Erfüllung der vorgeschriebenen Bedingungen sein Preemption right und Besitzthum sichern, und erst nach dem Verkauf und bezahlten 200 Doll. bekommt er seinen Deed.

Alles Land, das nach der öffentlichen Versteigerung eines Distrikts übrig bleibt, d. h. keinen Käufer findet, kann später auf der Land-Office in Parzellen von 40—80—160 Acker ꝛc. für 1¼ Dollars gekauft werden. Dieses Land ist unter dem Namen Congreß-Land bekannt, aber in der Regel anzunehmen, daß es rauh und arm, oder sumpfig und den Ueberschwemmungen ausgesetzt, kränklich oder sonst einen bösartigen Fehler an sich hat, denn sonst wäre es sicherlich bei der öffentlichen Steigerung zu 1¼ Doll. verkauft. Jedenfalls ist es gewiß, daß es zur Steigerungszeit fast werthlos gewesen sein muß. —

Steht Wald auf dem Congreßland, so wird dieser von den Zunächstwohnenden als ihre Vorrathskammer angesehen und benutzt, weil Jeder seinen eigenen Wald so lange schont, als er sich seinen Holzbedarf nicht weit entfernt umsonst verschaffen kann. Oft lassen sich arme Bauern auf solchem Congreßland nieder, ohne es der Regierung abgekauft zu haben, in der Hoffnung, daß sie unbekannt bleiben. Werden sie aber entdeckt, und hat das Land im Laufe der Zeit größeren Werth erhalten, aus oben angeführten Gründen, so müssen sie gewärtig sein, daß ein Dritter ihnen in der Stille zuvorkommt, auf die Land-Office geht, das Geld auf den Tisch legt, und mit seinem Deed dafür in der Tasche zurückkehrt und die ersten Ansiedler vertreibt. Natürlich hängt es dann nur von dem guten Willen des Käufers ab, ob er für die Arbeiten, Verbesserungen und Gebäulichkeiten, die auf dem Lande stehen (improvements), eine Entschädigung geben will oder nicht. Deshalb, wenn sich Jemand auf dem Congreßland niederlassen will, so ist es immer das Vernünftigste, sobald er sich ein Stück ausgesucht, mit dessen genauer Bezeichnung als County, Township, Section, und welche und wie viele Ackerstücke er von der Section zu kaufen wünscht, auf die Land-Office zu gehen, und sich gegen Erlegung des Geldes seinen Deed geben zu lassen, dann erst ist er sicher. Congreßland kaufen heißt man Land entern (to enter land). Gewöhnlich glauben die neuangelangten deutschen Bauern und Nichtbauern, nämlich solche, deren Beruf in Deutschland nicht im Landbau bestand, die aber ihre Wünsche in dem unabhängigen Farmerleben allein be-

befriedigt zu finden hoffen — Congreßland zu kaufen für $1^1/_4$ Doll. der Acker sei viel vortheilhafter für sie, als schon eine im Bau und Betrieb befindliche Farm mit 10—15 Doll. der Acker zu bezahlen, indem sie dieses Geld ja selbst verdienen könnten. Diese Theorie beweist sich aber in der Praxis als durchaus falsch. Denn nicht allein, daß der Deutsche, mit der Landessprache unvertraut, für sich allein nicht viel ausrichten kann, so bedarf er auch zu Allem, was zur Einrichtung gehört, der Hülfe fremder Menschen, mit denen er sich nur schwer verständigen kann, die er aber theuer bezahlen muß. Auf diese Weise hat er ungleich mehr Mühseligkeiten, Entbehrungen und Widerwärtigkeiten auszustehen, als derjenige, welcher sich eine schon fertige Farm kauft, und es kostet ihn doch ebensoviel oder noch mehr Geld als diesen. Zu dem Ankauf des Landes à $1^1/_4$ Doll. der Acker kommt nämlich das Umbrechen, wovon der Preis für den Acker Prairie 2 Doll., für Wald aber 2 Doll. und für Ausstocken und Umbrechen auch 2 Doll. ist; das macht schon $5^1/_4$ Doll. Dann kommen noch die Fenzriegel, 100 zu 2—3 Doll., das Aufsetzen der Fenze, die Errichtung der nöthigen Gebäulichkeiten, die Taglöhner und deren Verköstigung, sowie der Unterhalt der ganzen Familie, bis man selbst auf dem Lande wohnen kann und sich sein Brod gepflanzt hat, ferner die Anschaffung von Vieh, das auf den Platz nicht gewöhnt, meist dort wieder hinläuft, woher es gekommen u. s. f. In Folge der Strapatzen und des ungewohnten Klimas kommen dann noch bösartige Fieber zum Ausbruch und strecken oft ganze Familien darnieder. Dann sterben

Kinder von Eltern und Eltern von Kindern weg, und das Elend erreicht seinen höchsten Grad. Die Deutschen aber, die nach Amerika gehen, sind meistens Leute von besonderem Charakter und Eigenheiten, die sich ihren Plan, wie sie's in Amerika treiben wollen, schon zu Haus oder unterwegs machen, in der Erwartung und dem Glauben, die Menschen in Amerika verständen alle nichts, sie allein seien die Klugen, und wollten den Andern bald zeigen, wie man's anfangen müsse, um schnell reich zu werden. Sie glauben nicht, daß es auch noch andere Leute geben könne, die so gescheidt seien als sie, und die durch vieljährigen Aufenthalt im Land alle Verhältnisse desselben durchaus kennen und deßhalb die Dinge besser zu beurtheilen im Stande sind. Der gutgemeinte Rath und die Erfahrungen Anderer werden nicht geachtet, und erst, wenn sie selbst sich die Köpfe angerannt und das Geld zum Fenster hinausgeworfen haben, wird es ihnen klar, daß man sich von den Verhältnissen in Amerika einen ganz falschen Begriff in Deutschland mache. Auch der Gescheidteste ist da nicht gescheidt genug und der Erfahrene geht in Amerika über den Gelehrten.

Was nun die vermeintlichen Vorzüge des amerikanischen Bauernstandes vor dem deutschen betrifft, so weiß ich nicht, worin sie bestehen sollten. Wenn der deutsche Bauer zu Haus so arbeiten will, wie er es in Amerika muß, so kann er in Deutschland viel besser leben. Von den Nachtheilen des amerikanischen Bauernlebens könnte ich aber zu dem schon Erwähnten noch manches fügen; so u. A., daß, während der deutsche Bauer höchstens einige Stunden zu fahren

hat, um seine Produkte auf den Markt zu bringen, der amerikanische dagegen oft 10 und 20 Stunden weit herkommen muß, auf den erbärmlichsten Wegen, um seinen Tauschhandel auszuführen, so daß er nicht selten eine ganze Woche von Haus abwesend ist. Bei solcher Gelegenheit nimmt er sich seinen Speck und Welschkornmehl mit, macht Ruheplätze unterwegs, kocht im Freien und schläft im Wagen. Das sind lauter amerikanische Farmers-Unabhängigkeiten, die sich angenehmer lesen, als selbst mitmachen lassen, und mit denen Mancher seine deutsche Abhängigkeit nicht vertauschen möchte oder es nicht würde, wenn er es noch einmal zu versuchen hätte. Das Loos des Bauern in Amerika ist wie in Deutschland: arbeiten; und wer in Amerika wie in Deutschland sein Leben mit Arbeiten verdienen muß, wird nie reich, das ist eine sichere Regel.

Wie kommt es aber, daß in Deutschland der Glaube vorherrschend ist, daß der Bauer in Amerika besser daran sei als zu Hause? Dieser Glaube entspringt hauptsächlich aus Briefen von ausgewanderten Bauern, die sich schämen, den wahren Sachverhalt zu gestehen, und lieber von den Zurückgebliebenen beneidet als ausgelacht werden wollen; sich dann rühmen, wie viel Vieh sie schon haben, daß sie alle Tage frischgebackenes Brod essen 2c. Wenn man aber zu ihnen kommt und sich nach den Häusern umsieht, die sie vorgeben auf ihrem Lande zu haben, so haben sich dieselben in der Zwischenzeit in eine elende Blockhütte und noch elendere Welschkornkrippe verwandelt; will man das viele Vieh sehen, auf dessen Anblick man sich gefreut hat, so schmelzen die

Heerden in ein paar alte, traurig in die Welt blickende Pferde oder Ochsen und einer oder zwei Kühen und einem Rudel im Wald oder auf der Prairie herumstreifender Schweine zusammen, mit kaum Futter genug, sie im Winter dem Hungertod zu entreißen, ja ein Theil derselben geht in dieser Jahreszeit vor Elend jedesmal zu Grunde. Und die Menschen selbst haben im Winter den ganzen Tag nur zu thun, um genug Holz herbeizuschaffen, damit sie in ihren miserabeln Hütten nicht erfrieren. Daß sie sich mit dem guten Essen den Magen verderben könnten, damit hat es auch keine große Gefahr, denn wie ich schon gesagt habe, besteht die Kost in einem gewöhnlichen Bauernhaus Jahr aus Jahr ein lediglich in Speck und Welschkornbrod, und wenn ein deutscher Bauer herausschreibt, in seinem Haus werde jeden Tag frisches Brod gebacken, so ist dabei wohl zu bemerken, daß dies kein deutsches Brod ist, sondern amerikanisches, das nur warm wohlschmeckend ist. Der deutsche Bauer, der also in Amerika täglich neugebackenes Brod ißt, lebt sicherlich nicht so gut als der in Deutschland, dessen Frau nur alle Woche einmal backt. Und wenn der Bauer in Deutschland nichts zu essen hätte als sein Roggenbrod, Milch und Kartoffeln, so hat er ein besseres, schmackhafteres Essen, als der amerikanische mit seinem Speck und Welschkorn. Vorwärts in seinen Vermögensverhältnissen bringt es der letztere ebensowenig. Er muß sich das Jahr hindurch schinden und abplagen, und wenn es um ist, so hat er am Ende gerade soviel, als am Anfang. Er bringt es oft sein Leben lang zu keiner menschlichen Wohnung. Das Ganze, wodurch er,

wie man in Amerika sagt, mehr werth wird, besteht einzig allenfalls darin, daß er nach und nach mehr von seinem rohen Land „unter Fenz bringt“, d. h. urbar macht, und dadurch verhältnißmäßig den Werth seiner Farm erhöht. — Viele achtbare deutsche Familien aus den gebildeten Ständen zogen zu Anfang der 1830er Jahre nach Amerika, in der zuversichtlichen Erwartung, dort durch den Ankauf einer Farm bei nahem freundschaftlichem Zusammenwohnen und dadurch gleichsam eine deutsche Colonie bildend, sich eine ruhige, angenehme, sorgenfreie und zufriedene Existenz und Zukunft zu gründen. Allein, die Hand auf's Herz, wie viele von ihnen können sagen, daß diese Erwartungen in Erfüllung gingen, daß sie sich in ihren Hoffnungen nicht furchtbar getäuscht sahen? Es ist nun aber einmal so, es ist geschehen, das deutsche Vaterland aufgegeben — man will oder kann nun nicht mehr zurück, und Zeit und Gewohnheit lassen das Herbe auch nach und nach nicht mehr so heftig empfinden, man gewöhnt sich zuletzt an das Leben und versöhnt sich mit seinem Schicksal.

Noch eins muß ich bemerken. Die eigentlichen Krankheiten abgerechnet, denen in Amerika die deutsche Natur nur allzu oft unterliegt, übt das dortige Clima einen merkwürdig nachtheiligen Einfluß auf den deutschen Körper aus. Nach wenigen Monaten Aufenthalt haben sich die alten deutschen Kräfte schon vermindert; und der Deutsche in Amerika vermag nicht die Hälfte der Arbeit und Anstrengungen mehr auszuhalten als zu Hause. Einer der in Deutschland 14 Wegstunden im Tage mit Leichtigkeit zurücklegte, wird in Amerika

schon ermüdeter, wenn er die Hälfte geht; und wer dort 150 Pfund auf der Schulter trug, bricht in Amerika unter 100 Pfund zusammen und so ist es mit Allem. Auch die rothen deutschen Backen halten nicht mehr lange Stand; fast Jeder bekommt ein blaßes fahles Aussehen. Daß unter solchen Einflüssen des Landes und Climas auch die geistigen Kräfte nicht zunehmen, ist natürlich. — Kommen nun dem deutschen Bauern, der von Jugend auf an Mühseligkeiten gewohnt ist, die Arbeiten des amerikanischen Farmerlebens schon sauer an, um wie viel mehr muß dieses bei Leuten der Fall sein, deren Geschäft in Deutschland ein von Handarbeit ganz verschiedenes war. Es kaufe sich daher Niemand, dem der Landbau nicht von jeher Beruf war, in Amerika eine Farm, in der Hoffnung, sich dadurch eine unabhängige, angenehme Zukunft zu verschaffen. Er hat nichts als Mühe und Verdruß zu erwarten.

Was die Ackerbau-Geräthschaften betrifft, so ist man in Amerika mit allem hierauf Bezüglichen vortrefflich bekannt. Fortwährend gehen aus den Werkstätten auf die Verhältnisse des Landes berechnete Verbesserungen hervor, und in allen Städten hat man Gelegenheit, sich dieselben zu verschaffen, und zwar sind die Geräthe von so gutem oder besserem Stoffe gearbeitet als in Deutschland, und dabei von so passender Construktion, daß sie nebstdem, daß der Zweck der Arbeit auf das Vollkommenste erreicht wird, diese auch so sehr als möglich erleichtern. Man darf nur ihre Aexte betrachten, wie praktisch dieselben sind. Die Amerikaner sind durchgehends geschickte Holzhauer, und mit seiner Axt schafft

Einer in drei Stunden mehr und besser, als ein Deutscher in einem Tage zu Stande bringt. — Pflüge gibt es verschiedener Arten, jede derselben dem Boden und der beabsichtigten Arbeit angemessen. Dasselbe gilt von Sensen, Sicheln und Hacken. Die Wagen haben keine Leitern, sondern ein Bett von Brettern. Auch der Preis all dieser Gegenstände ist nicht übertrieben, und der deutsche Bauer würde deßhalb viel klüger thun, seine Ackergeräthe ꝛc. vor der Auswanderung zu verkaufen, statt sie nach Amerika zu schleppen.

VIII.

Taglöhner.

Unter den deutschen Auswanderern sind bekanntlich so viele arme Leute die in der Hoffnung leben, in Amerika das Geld auf der Straße zu finden und bald reiche Herren zu werden. Allein dort angekommen, bringen sie's selten weiter als zum Taglöhnern, und dies auch nicht immer ohne Schwierigkeit, weil in den amerikanischen Städten immer mehr solcher Leute sind, als vorräthige Arbeit. Haufenweise sieht man sie an den Landungsplätzen der Dampfschiffe stehen, und warten auf Beschäftigung beim Aus- und Einladen; oder sie gehen mit dem Sägbock auf der Schulter in der Stadt herum, und spähen, wo Brennholz vor einem Hause liegt; oder sie kehren die Straßen u. s. w. Seit ungefähr sechs Jahren hat sich der Taglohn durchschnittlich auf 1/2 Doll. gestellt. Angenommen also, es hat einer die ganze Woche hindurch immerfort Arbeit, so verdient er 3 Doll., muß aber für Kost

und Logis als lediger Mann $2^1/_2$ Doll. bezahlen und der übrigbleibende $^1/_2$ Doll. reicht nicht einmal für den Whisky einer halben Woche hin. Wie elend muß es nun erst einem verheiratheten Tagelöhner gehen! Eine große Anzahl Taglöhner arbeiten als Feuermänner auf den Dampfschiffen und bekommen außer der Kost 10 Doll. monatlich. Hiervon könnte Einer schon etwas ersparen, allein die rohe, schlechte Umgebung duldet es nicht, er muß mit dem Strome schwimmen.

IX.

Vom Soldatenwesen.

In den Vereinigten Staaten ist das Militär in Milizen und stehende Truppen abgetheilt. Milizpflichtig ist jeder weiße Bewohner des Landes vom 16ten bis 45sten Jahre. In jeder **Township** werden jährlich zwei Musterungen gehalten. Niemand ist gezwungen, sich eine Uniform anzuschaffen, und wer kein Gewehr hat, nimmt bei der Musterung einen Bohnenstecken oder Welschkornstengel auf die Schulter. Die Gemeinen wählen selbst ihre Offiziere. Beim Ausbruch eines Krieges geschehen allgemeine Aufgebote, und aus den Forts und Arsenälen werden die Waffen genommen.

Das stehende Heer besteht aus ungefähr 12000 Mann, Infanterie, Cavallerie und Artillerie. Es sind lauter angeworbene Söldner mit Ausnahme der Offiziere, die in der Militärschule zu West-Point im Staate New-York gebildet werden. Man findet unter ihnen einzelne ehrenwerthe junge

Leute von Bildung, die vom Unglück verfolgt, im Soldatendienst das letzte Mittel noch erblicken, sich ehrlich durchzubringen. Allein diese verschwinden unter der Masse, die aus Menschen besteht, zu nichts Gutem in der Welt mehr fähig, ausgelernt bis zur höchsten Vollkommenheit in allen Lastern und Schändlichkeiten. Schon in Deutschland genießt der Soldat wenig Achtung und Ansehen, aber in den Vereinigten Staaten ist er wegen grenzenloser Verworfenheit allgemein verabscheut. Mit einem Soldaten Umgang zu haben, wirft ein böses Licht auf den sittlichen Charakter eines Mannes. Das Heer ist ein Gemisch vom Ausschuß aller Nationen und Länder, namentlich aber besteht der dritte Theil der ganzen Masse aus — Deutschen. Es bildet die Garnisonen der verschiedenen Arsenale im Lande und der Forts an den Grenzen, hauptsächlich im Westen gegen die Indianer. Die Uniform ist bei der Cavallerie dunkelblau mit orangegelben Litzen und Schnüren, und bei der Infanterie hellblau mit weiß. Sowohl im Exercitium als in der Ordnung und Reinlichkeit dürfen sich die amerikanischen mit den deutschen Soldaten nicht messen. Der Cavallerist bekommt monatlich 8 Doll. und der Infanterist 6 Doll., dabei gute Kost und jährlich Kleidungsstücke aller Art, mehr als nöthig ist, alle zwei Jahre eine ganz neue Uniform. Die Dienstzeit ist sechs Jahre. Ein sparsamer Mensch könnte wohl den größten Theil der Löhnung bei Seite legen und nach erlangtem Abschiede sich mit dem Gelde eine Existenz gründen; aber dies geschieht bei den liederlichen Leuten nur selten. Alle zwei Monate ist gewöhnlich Zahltag, allein nach einigen Tagen

ist bei den Meisten all ihr Geld wieder fort. Sie haben nicht eher Ruhe, bis es vertrunken, verspielt oder sonstwie durchgebracht ist. Fast alle besitzen eine ungeheure Leidenschaft für's Kartenspiel, die Englischen und Amerikaner noch mehr als die Deutschen, und jede Compagnie hat ihre Meister darin. Sobald ausbezahlt ist, sitzen sie in ihren Casernen, und spielen den ganzen Tag bis Abends 9 Uhr, zu welcher Zeit die Lichter gelöscht werden müssen. Den nächsten Tag geht's von Neuem an. Die schlechtesten Spieler werden mit ihrem Gelde zuerst fertig, dann folgen die Andern, bis zuletzt natürlich alles Geld in den Händen einiger Wenigen ist. Diese legen dann einen Theil beim „Settler", dem Kaufmann im Fort an, welcher ihnen Zinsen und jederzeit Abschlagssummen zahlt. So gibt es denn Einige, die nach Ablauf ihrer Dienstzeit sich ein ordentliches Vermögen erspielt haben. Doch die Meisten von ihnen bleiben beim Heere, da sie zu jedem andern Geschäfte verdorben sind. Jeder hat jährlich 14 Urlaubstage. Desertionen kommen häufig vor; wer einen Deserteur zurückbringt, erhält eine Belohnung von 30 Doll., und der Flüchtling vier Wochen Strafarbeit mit einer eisernen Kugel am Fuße und außerdem 50 Hiebe auf den bloßen Rücken. Bei wiederholter Desertion empfängt er 100 Hiebe, der Kopf wird ihm kahl rasirt, ein D mit glühendem Eisen auf den Rücken gebrannt, und er darauf unter Trommelschlag über die Grenze des Forts gebracht, wo man ihn laufen läßt. Sind das nicht sehr freisinnige russische Einrichtungen in der erhabenen Republik? Ich kenne einen Würtemberger, der aus Fort Leavenworth deser-

tirte, sich später einem Farmer entdeckte und diesem den Vorschlag machte, er wolle sich von ihm zurücktransportiren lassen, verlange aber dafür die Hälfte der 30 Doll., die er für die Auslieferung erhalte. Sie gingen zusammen nach Fort Leavenworth, aber der Bauer steckte seine 30. Doll. in den Sack, und wünschte dem Dutchman guten Appetit zu den 50 Prügeln. Darauf desertirte der Würtemberger zum zweitenmal, wurde eingefangen und verließ dann, nachdem er ein Denkmal auf den benannten Körpertheil eingebrannt erhalten hatte, den glorreichen amerikanischen Kriegsdienst.

Weil die amerikanischen Soldaten eben so sehr dem Trunke, wie dem Kartenspiel ergeben sind, so ist das Einbringen von Whisky und anderm Branntwein über die Grenzen des Forts verboten; und deshalb wird sowohl von Soldaten als Bürgern starker Schmuggel getrieben. Ganze Fässer voll werden Nachts an bestimmten Orten abgeladen und von den Soldaten im Kleinen geholt. Lassen sie sich jedoch erwischen, so wird den Fässern der Boden eingeschlagen und der Whisky verschüttet. Die Bürger (Citizens) bekommen je nach der Menge des geschmuggelten Whisky's wochenlangen Arrest auf der Wache und beim Entlassen werden sie an einen Baum gebunden und mit Stockprügeln traktirt. Mit dem Soldaten geschieht das Gleiche, und überdieß muß er lange Zeit Strafdienste thun mit einem Brett auf dem Rücken, worauf mit großen Buchstaben „Whisky“ steht. — Haben die Soldaten kein Geld mehr, so stehlen sie Kleider und Montirungsstücke, und vertauschen sie an die Schmuggler gegen Whisky. Wird das Ding aber

zu arg, so unternimmt man, um die Umgegend wieder ein wenig zu säubern, vom Fort aus einen Streifzug nach den Höhlen der Schmuggler, schlägt den dort vorgefundenen Whiskyfässern den Boden ein, steckt das Nest in Brand und schleppt den Schmuggler selbst mit ins Fort. Obgleich übrigens der Kauf und Verkauf von Dingen, die public property sind, untersagt ist, so kann man dennoch von den Citizens in der Nähe der Forts häufig Soldatenmäntel, Hemden u. dgl. tragen sehen, die ihren Ursprung nicht verläugnen können.

X.

Amerikaner und Indianer.

Die Abkömmlinge der englisch redenden Einwanderer nennen sich Amerikaner. Und ein großer Theil von diesen hat seine Abkunft schon so weit vergessen, daß unter dem Namen „Native American Association" (Verbindung der eingebornen Amerikaner) sich durch das ganze Land eine Vereinigung organisirt hat, deren Zweck es ist, auf jede mögliche Weise die Einwanderungen zu erschweren und den Einwanderern alle politischen Rechte, worauf sie vermöge der Constitution Ansprüche haben, zu entziehen. Sie lassen sich keine Mühe verdrießen, beim Congreß dahin zu wirken, Gesetze in ihrem Sinne zu erlassen, und in eigens zu diesem Zwecke erscheinenden Zeitungen veröffentlichen sie ihre Grundsätze und schimpfen auf gemeinste Art über die Einwanderer. Die Mitglieder dieser Verbindung gehören beiden großen politischen Parteien an.

Daß die Indianer eigentlich die Ureinwohner des Landes und die wahren Amerikaner sind, die aus ihrem Eigenthum vertrieben und mit Hunden hinausgehetzt wurden, davon wollen die jetzigen Amerikaner nichts hören; der Indianer ist ihnen ein elendes Geschöpf, das man in seinen westlichen Prairien noch so lange leben läßt, als es ihrer Gnade und Weisheit für gut dünkt. Westlich von den Staaten Arkansas, Missouri und Jowa sind ihnen ihre neuen Wohnsitze angewiesen. Man will durchaus keine Indianer mehr zwischen den Weißen dulden, obgleich manche Stämme wie z. B. die Creeks und Cherokees, die bis vor wenigen Jahren in einzelnen Theilen von Georgien, Alabama und Tenessee wohnten, auf gleicher Stufe der Bildung und Cultur standen, wie ihre weißen Nachbarn. Gegen die, welche ihr Land an die Vereinigten Staaten zu verkaufen sich weigern, schickt man Truppen und läßt sie mit Gewalt daraus vertreiben. So leisteten die Seminolen in Florida sieben Jahre lang den verzweifeltsten Widerstand, bis sie beinahe alle aufgerieben waren. Zuletzt ergab sich der kleine übriggebliebene Rest, aber man hatte Mühe, sie zu bewegen, das Schiff zu besteigen, um nach ihrer neuen westlichen Heimath abgeführt zu werden, indem sie befürchteten, es warte ihrer ein gleiches Schicksal, wie einigen hundert Cherokees vor ihnen, welche auf dem Mississippi untergingen — auf Befehl der Regierung, wie man allgemein glaubte.

Den Transportirten weist man westwärts ein Stück Land als neues Eigenthum an, wozu man selbst kein Recht

hat und von welchem man sie nach wenigen Jahren wieder vertreibt. Die, welche der Regierung freiwillig ihr Land gegen eine Geldentschädigung überlassen, bekommen diese Bezahlung in jährlichen Terminen, gewöhnlich im Spätsommer. Uebrigens bezahlt man ihnen nur einen kleinen Theil in Baaren, den größern in Pulver und Blei, damit sie Wild schießen können, in wollenen Decken und andern Lebensbedürfnissen. Unter jedem Indianerstamme hält ein Weißer einen Kaufladen, wozu die besondere Erlaubniß der Regierung nothwendig ist. Diese Handelsleute halten dem Bedürfnisse entsprechende Waaren, und verkaufen den größten Theil des Jahres auf Credit. Wenn nämlich im Spätjahr der Zahlmeister der Regierung ankommt, so zieht der Handelsmann vorweg ein, was ihm die Indianer schulden. Diese berufen gewöhnlich bei dieser Gelegenheit mehrere Stämme in die Nähe eines bestimmten Platzes, um die Auszahlung vorzunehmen. Solche geschieht nach Köpfen, so daß ein Hausvater um so mehr Geld zu beziehen hat als seine Familie Köpfe zählt. Was in Naturalien gegeben wird, berechnet man ihnen theuer genug, und beim baaren Gelde wechselt der Zahlmeister seine Dollar zuvor in St. Louis gegen französische Fünffranken-Thaler um, die sie für voll annehmen müssen, obwohl jedes Stück 9 Kreuzer weniger werth ist. Das Wenige, das den Indianern nun eigentlich übrig bleibt, wird ihnen dann nachher noch von Händlern und Hausirern abgenommen, die sich zu dieser Zeit dort versammeln mit allerhand Dingen die dem Geschmack des Indianers zusagen.

Den Weißen ist es von der Regierung nicht gestattet, unter den Indianern zu leben, oder sie müssen eine Indianerin (squaw) heirathen. Die, welche dies thun, sind gemeiniglich von Canada herübergezogene halbwilde Franzosen; sie haben ihr eigenes Stück Land, auf dem sie wohnen, und heißen Half-Breeds, d. h. halbblütige Indianer. Ihre Kinder erhalten meistens indianische Gesichtsbildung, die Farbe ist aber nicht ganz so braun. Sie sind klug und gelehrig, und werden oft zu Häuptlingen (chiefs) und Dollmetschern ernannt, da sie außer dem Indianer-Dialekt auch noch französisch und englisch erlernen. — Den Indianern Branntwein zu verkaufen, ist von der Regierung verboten, weil die Wilden sich gerne berauschen und dann nicht mehr im Stande sind, ihre Wuth gegen die Weißen wegen all des erlittenen Unrechts zurückzuhalten, und sich Mißhandlungen, selbst Ermordungen erlauben.

Die indianischen Männer sind meistens groß gewachsene, schön gebaute Leute; die Weiber aber klein, weil sie alle Arbeiten verrichten müssen, und ihre Lasten an einem Riemen über die Stirne gebunden auf dem Rücken schleppen. Die Kleidung besteht bei beiden Geschlechtern ohne bedeutenden Unterschied in einer Art Schuhe (moccasins) aus Hirschleder (bockskin), langen Strümpfen oder vielmehr einer Art Hosen von gleichem Stoff und einer weißen oder blauen wollenen Decke, die sie um sich werfen. Statt der letzteren haben sie aber auch oft ein dunkelblaues, weißgeblümtes baumwollenes Ueberhemd im Sommer an. Ihre Haare sind straff und glänzend schwarz; manche Stämme tragen sie lang, andere

auf dem Scheitel in ein Bündel zusammengebunden, wieder andere in einen hohen steifen Kamm geschoren. Statt der hirschledernen Beinkleider bedienen sich die Squaws rother Stücke wollenen Tuches, die sie um die Beine binden. Wenn sich die Männer putzen wollen, so stecken sie bunte Federn und allerlei Zierrathen ins Haar, Ringe in Ohren und Nase und bemalen sich Gesicht und Haare mit rother Farbe. Ihr Gang hat etwas eigenthümlich Geisterhaftes, und nie wandeln sie nebeneinander, sondern alle in langen Reihen hintereinander. Ihre Waffen bestehen in Flinten, Bogen und Pfeilen, womit sie selten ihr Ziel verfehlen. Ihr Reichthum besteht in der Zahl der Pferde. Die den westlichen Grenzen der Vereinigten Staaten entlang und im Norden von Texas wohnenden Stämme sind die **Sioux, Jowas, Patoniatomies, Ottoes, Missouris, Sacs** und **Foks, Kikapoos, Delawares, Pawnees, Kas, Senegas, Choktaws. Shawnees, Creeks, Cherokees, Seminoles** und **Cumanches** und einige andere kleinere. Die **Cherokees** und **Creeks** sind unter allen in der Cultur am weitesten vor. Sie treiben Ackerbau und Handwerke, haben eine Buchdruckerei und Schulen, republikanische Gerichtsverfassung mit einem Präsidenten, und kleiden sich gleich den Weißen. Bei ihnen wurde vor zwei Jahren ein Congreß von ungefähr einem Dutzend Stämmen gehalten, worin sie gemeinsame Maßregeln verabredeten, z. B. daß kein Stamm mehr den andern bekriegen darf, indem alle künftigen Streitigkeiten zwischen ihnen durch ein Schiedsgericht beigelegt werden sollen, ferner daß kein Stamm mehr sein Land an die Vereinigten Staaten ver-

kaufen darf ohne die Beistimmung der übrigen u. s. f. — Die Sioux, im Nordwesten zwischen dem Mississippi und Missouri wohnhaft, sind eine der größten und kriegerischsten Nationen, und machen beinahe jedes Jahr Einfälle in das Gebiet angrenzender Stämme. Auch die Ottoes gehören zu den wilderen und tapferern, ihre Weiber aber sind besonders wegen ihres Hanges zum Stehlen berüchtigt.

Der von den Indianern bewohnte Landstrich ist das ganze Land von den Grenzen der Vereinigten Staaten westlich von Arkansas, Missouri und Jowa bis zu der höchsten Gebirgskette Amerika's, den Rocky Mountains. Es ist eine ungeheure Prairie von 3—400 Stunden in der Breite, nur den Flüssen entlang bewaldet sonst nur stellenweise mit hohem und anderwärts mit ganz niedrigem Grase bewachsen. In diesen einsamen Gegenden und schon gegen 200 Stunden weit von den westlichen Grenzen entfernt, halten sich die Heerden der Büffel (Buffalo), wilden Pferde, Antilopen u. s. w. auf, und keinem einzelnen weißen Reisenden ist es möglich, dahin zu gelangen. Seit drei Jahren aber versammelt sich jeden Frühling an den Ufern des Missouri, in der Gegend von Weston eine Anzahl Amerikaner, die nach dem Oregon-Gebiet auswandern, und diese müssen die Indianer-Prairie und das Felsengebirge überschreiten. Ihre Reise zu Land dauert gewöhnlich 3—4 Monate, und wird zu Pferde und mit Ochsen bespannten Wagen ausgeführt. Jeder ist mit einer guten Flinte versehen, theils um etwaige Angriffe der Indianer abzuwehren theils um Wild schießen zu können. Denn von diesem muß so viel als möglich geschossen werden,

um die Lebensmittel zu sparen. Das Buffalo-Fleisch schmeckt sehr angenehm und kräftig, und kann ohne Salz genossen werden. Zunge und Höcker sind die delikatesten Bissen. In der Prairie lebt auch das Elk oder Elenthier, welches die Größe einer großen Kuh hat, mit Hörnern, die größer sind, als die unserer Hirsche. In den **Rocky Mountains** (s. oben) kommen noch verschiedene andere seltene Thiere vor, z. B. das Bergschaf, eine Art Steinbock von der Größe und Gestalt eines Rindes, aber mit kurzen braungelben Haaren und Hörnern gleich denen der Widder; ferner der weiße Bär (**grissly bear**), der schwarze Bär, der Wolf 2c. An den Flüssen und Bächen halten sich Biber und Fischotter auf, und die Hasen, die in den Vereinigten Staaten sehr klein sind, haben dort wieder das europäische Aussehen. Der Prairiehund gehört auch dort zu den Seltenheiten.

In einzelnen Gegenden dieser Wildniß, z. B. gegen den Ursprung des Arkansas-, des Platte-, des Yellow-Stone- und Missouri-Flusses hinauf, stehen kleine Forts von der sogenannten amerikanischen und anderen Pelzcompagnien. Von da aus wird mit den Indianern Tauschhandel getrieben; diese bringen Felle, Pelzwerk und Bibergeil herein und bekommen dagegen Pulver und Blei und sonstige Bedürfnisse. Die Compagnien besitzen ungeheure Reichthümer und haben, wie wir schon früher sagten, ihre eigenen Dampfschiffe, die **Mountain Boats**. Zu den zwei Sommerreisen derselben bis an den Yellow-Stone-Fluß und wieder zurück nach St. Louis brauchen sie gewöhnlich jedesmal drei Monate. Dabei ist übrigens zu berücksichtigen, daß wenn die Schiffe einmal

oberhalb Council Bluff und jenseits der weißen Settelmente sind, die Mannschaft dann genöthigt ist, das erforderliche Holz sich jedesmal erst selbst wieder in den Wäldern an den Ufern des Missouri zu hauen. Außer den Dampfbooten werden auch noch im Sommer ganze Flotillen kleiner Boote, **Mackinaw Boats** genannt, den Missouri hinunter nach St. Louis gesandt. Ein solches Boot ist ungefähr 50 Fuß lang und 10 breit, und wird mit Rudern geführt. Ueberdeckt ist es mit zusammengenähten Buffalohäuten, und beladen mit Fellen, Pelzen, Unschlitt und Büffelfleisch. Die Mannschaft eines solchen Bootes bietet einen interessanten Anblick dar; sie besteht aus canadischen Franzosen, Schwarzen und Weißen aller Nationen, alle aber Menschen, die oft Jahre lang außerhalb der civilisirten Welt, oben in den Forts unter den Indianern lebten. Sobald sie nun auf ihrer Herunterfahrt die weißen Niederlassungen erreichen, so wird gelandet und den Schnapsschenken zugeeilt, in einem Aussehen und einer Tracht, wilder und merkwürdiger, als selbst die der Indianer. In der Regel findet man auch Deutsche unter ihnen, die sich bei den Agenten der Compagnien in St. Louis anwerben lassen und unter 18 Monaten nicht wieder entlassen werden. Sie müssen in den Forts die nöthigen Arbeiten thun, Holz tragen, jagen, Wache stehen ꝛc. Die Pelzcompagnie-Forts stehen übrigens außer Berührung mit der Militärverfassung der Vereinigten Staaten. Die Regierungs-Forts sind in gewissen Entfernungen von 50—80 Stunden an den Grenzen errichtet, und die wichtigeren derselben heißen Fort Jessup in Louisiana, Fort

Gibson in Arkansas, Fort Leavenworth in Missouri. Dieses letztere hat bei vollständiger Besatzung zwei Compagnien Infanterie und vier Compagnien Dragoner, jede Compagnie 100 Mann stark. Die Truppen dienen außer der Grenzbesatzung gegen die Indianer auch dazu, um die Ruhe unter denselben wieder herzustellen, wenn Feindseligkeiten ausgebrochen sind, und dann auch, um die großen Handelscaravanen (Santa Fee-Compagnien genannt) zu schützen, die jährlich zweimal von den Grenzen von Missouri aus über die große Prairie nach Santa Fee in Neu-Mexiko ziehen. Diese Caravanen werden von großen Handelshäusern in New-York ausgerüstet, und bringen bedeutende Waarensendungen nach Neu-Mexiko, und den Erlös, der gewöhnlich theils in gemünztem Gold, theils in Goldbarren und Goldstaub besteht, nach St. Louis zurück. Die Güter der Hinreise kommen von New-York aus auf der See bis New-Orleans, von dort gehen sie auf Dampfschiffen den Mississippi hinauf nach St. Louis, dann auf dem Missouri bis Independence, wo sie ausgeladen werden, und nun durch die große 300 Stunden breite Prairie, das Land der Indianer und Büffel ziehen. Daß übrigens die Caravane sich nicht allein vor den Rothhäuten, sondern auch vor den weißen Räubern zu hüten hat, ist eine Thatsache. Im Winter von 1842—43 gestaltete sich z. B. an den Grenzen von Missouri und Texas eine Verbindung dort wohnender angesehener Ehrenmänner (Gentlemen) zum Zwecke, im kommenden Frühjahr der rückkehrenden Santa Fee-Compagnie draußen in der Prairie mit ihren langen Raifles (Kugelflinten), Pistolen und Bowie

Knifes (lange Fangmesser) einen herzlichen Willkommen zu geben, und den müden mexikanischen Maulthieren die Bürde zu erleichtern. Der Handstreich gelang auch, der Führer der Caravane, Charris, ein Mexikaner, wurde ermordet, die Treiber in die Wüste zurückgetrieben, und das Gold gestohlen — aber die Prairie-Räuber wurden auf ihrer Rückkehr in Missouri von den nachgeschickten Dragonern gefangen, und ihre Anführer John MC. Daniel und Brown nach langem Prozessiren im Spätjahr 1844 zu St. Louis aufgehangen.

In Betreff der Indianer habe ich noch Einiges nachzutragen. Bei jedem der an den Grenzen der Vereinigten Staaten wohnenden Stämme ist von der Regierung zu Washington ein Agent als Mittelsperson bei vorkommenden Geschäften, Beschwerden und Verhandlungen angestellt. Bei dem großen Diebsgenie der Amerikaner im Allgemeinen ist doch die Neigung zum Pferdediebstahl besonders vorwiegend. Diesem Drange wird nun nicht selten dadurch Genüge geleistet, daß man über die Grenze schleicht und den armen Indianern bei Nacht und Nebel ihre Pferde stiehlt. Die Indianer aber verstehen sich gleich gut darauf, die Fußtapfen eines Pferdes zu verfolgen, und wenn sie ihr Eigenthum wieder ausgefunden haben, so muß dann der Agent in ihrem Namen die Sache vor Gericht durchfechten. Uebrigens tritt auch der Fall ein, daß die Indianer ihrerseits Pferde den Weißen stehlen, wie sie überhaupt sich kein Gewissen daraus machen, fremdes Eigenthum sich anzueignen, wenn sich die Gelegenheit bietet.

Obgleich bei jedem der angrenzenden Stämme auch ein Farmer von der Regierung aus angestellt ist und gut bezahlt wird, um die Indianer im Landbau zu unterrichten, so ist doch diese Bemühung bei den meisten von sehr geringem Erfolg. Mit Ausnahme der Creeks und Cherokees verstehen sich immer nur Einzelne aus einer Nation zur Bearbeitung des Bodens. Sie lieben die Arbeit nicht, die Jagd behagt ihnen besser. Im Gebiet der Kikapoos traf ich im Sommer 1843 an einem Bach eine Wassermühle, allein sie war zerfallen und verlassen; doch trifft man streckenweise auch Felder mit Welschkorn bepflanzt an. — Mit noch weniger Erfolg aber arbeiten dort die geistlichen Farmer, die Missionäre, obschon sie immer so erfreuliche, salbungsvolle Berichte an ihre Mutterschulen in Europa einsenden, welche theils ungemein übertrieben, theils ganz erdichtet sind. Sie predigen tauben Ohren, und müssen meistens mit fehlgeschlagenen Hoffnungen wieder abziehen. Höchstens, daß sie hin und wieder Einen so weit bekehren, daß er auf eine Zeitlang dem Whisky entsagt. Die nordamerikanischen Indianer beten keine Götzenbilder an; sie denken sich unter der Gottheit einen guten und einen bösen Geist, zu denen sie beten. Wie kann man nun vernünftiger Weise erwarten, daß sie diesen ihren alten Glauben aufgeben und dagegen die Religion derer annehmen sollen, von denen sie aus ihrer Heimath vertrieben wurden, von denen sie im täglichen Umgang und Verkehr bestohlen und betrogen werden, kurz, an denen sie nur Laster und alles mögliche Schlechte, aber

nichts Gutes und Edles erkennen können? Solche Zustände sind wenig geeignet, dem Indianer hohe Ideen von der christlichen Religion beizubringen.

Unter den gewöhnlich angeführten Charakterzügen der Indianer heißt es auch: sie sind rachsüchtig! Wenn aber nach einer solchen Behandlung, wie sie den Indianern von den Weißen zu Theil wird, der Cultivirteste und Gutmüthigste zur Rache getrieben wird, warum will man es dem Indianer, dem Naturmenschen, als angeborne Leidenschaft zurechnen?

Die Wohnungen der Indianer bestehen theilweis aus kleinen Blockhütten, nach Art der amerikanischen, theils aus zusammengenähten Büffelhäuten in Form eines hohen spitzen Kegels, in welchem oben in der Mitte vermittelst Pfählen eine Oeffnung zum Durchzug des Rauchs und der Luft gelassen ist, und endlich auch aus geflochtenem Schilf mit einem Loch zum Hineinschlüpfen nach Art der Bienenkörbe. — Wenn die Squaws sich auf weitere Strecken von Haus entfernen und noch kleine Kinder haben, so stecken sie dieselben in den wollenen Teppich (blanckel), den sie um sich geschlagen tragen, hinten hinein und tragen sie wie in einer Kapuze auf dem Rücken. Ganz kleine Säuglinge werden auf Brettchen festgebunden und im Arm getragen.

XI.

Sklaverei.

Unter einem Sklaven denkt man sich in Deutschland in der Regel einen schwarzen halbnackten Menschen, der von seinem Herrn zu den schwersten Arbeiten benutzt und von ihm nach Lust und Gutdünken auf das Grausamste mißhandelt wird; folglich ein höchst unglückliches und bemitleidenswerthes Geschöpf. Das ist übertrieben!

Unter den 26 Staaten der Union sind 12, in welchen vermöge der Constitution die Sklaverei gesetzlich erlaubt ist, weßhalb man sie Sklavenstaaten nennt. Sie bilden den Süden und Südwesten der Vereinigten Staaten. Der Sklave ist zwar das Eigenthum seines Herrn so gut wie jede andere Sache, allein da der Preis eines gesunden, kräftigen, in seinen besten Jahren stehenden männlichen Negers 800—1000 Dollars, der einer Negerin 4—600 Dollars ist, und so im Verhältniß nach Alter und Brauchbarkeit, so

folgt schon daraus, daß es im unmittelbarsten Interesse des Eigenthümers liegt, dem Sklaven nicht mehr zuzumuthen, als er ertragen kann, noch viel weniger ihn muthwillig und ohne Ursache zu schlagen und arbeitsunfähig zu machen. Am übelsten behandelt man die Sklaven in New-Orleans und im Staat Louisiana überhaupt, aus dem Grunde, weil die reichen Besitzer der dortigen großen Zuckerplantagen genöthigt sind, Aufseher (overseer) über ihre vielen Sklaven zu halten, und diese sich dann manche Ungerechtigkeit erlauben. In den mehr nördlichen Sklavenstaaten aber, wo kein Zucker gebaut wird, haben sie's schon bedeutend besser. Sie werden von ihren Herren in Nahrung und Kleidung gehörig unterhalten und in Krankheitsfällen verpflegt. Weil sie aber keine direkte Bezahlung erhalten, so ist wohl anzunehmen, daß sie sich bei keinem Geschäfte überarbeiten und sich Zeit dazu nehmen. Die Kinder sind das Eigenthum des Herrn der Mutter, deshalb werden, wo es sich thun läßt, männliche und weibliche Sklaven zugleich gehalten. Die schwarze Familie lebt in ihrem abgesonderten Blockhaus, und führt ihre eigene Haushaltung, denn kein Schwarzer darf mit einem Weißen am selben Tische sitzen noch mit ihm essen oder trinken. Hat ein Eigenthümer mehr Sklaven als er für sich selbst beschäftigt, so schafft er ihm entweder Karren und Pferd an, und der Sklave muß sich durch Lohnfuhren Geld verdienen, oder er überläßt es ihm, sich Arbeit zu suchen, wo er will, dann muß er aber am Samstag Abend seinem Herrn 3 Doll. einhändigen; hat er die Woche über mehr verdient, gehört das sein. 3 Dollars sind aber nicht schwer zu ver-

dienen. Auch geben viele Herren ihren Sklaven oft einen oder mehrere Tage frei, wo sie dann für sich etwas verdienen können. So ist im Ganzen genommen die Lage der Sklaven in Amerika keine so traurige, und es ist schon oft der Fall gewesen, daß Sklaven, die ihren Herren davonliefen und glücklich in die englischen Besitzungen von Canada gelangten, nach einiger Zeit freiwillig wieder zurückkehrten und erklärten, daß sie bei ihren Herren ein sorgenfreieres Leben hätten, als sie es sich selbst in der Freiheit verschaffen könnten. Wird aber ein davongelaufener Sklave wieder eingefangen, so ergeht es ihm schlimmer. Sobald er sich von seinen Schlägen erholt hat, wird er dann gewöhnlich nach New=Orleans verkauft, was er für die härteste Strafe achtet, die er erleiden kann. Uebrigens kann nicht geläugnet werden, daß der Neger eine boshafte, falsche, diebische, der Klasse der Affen nahestehende Race ist.

Es besteht in den Vereinigten Staaten eine große Verbindung, die sich in den letzten Jahren in den nicht sklavenhaltenden Staaten so ausgedehnt hat, daß sie in nicht sehr ferner Zeit die dritte große politische Partei bilden wird, und jetzt schon bei den Wahlen ihre eigenen Candidaten aufstellt. Es ist dies die Partei der Abolitionisten, deren Haupt der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten John Quincy Adams, und deren Zweck Abschaffung der Sklaverei oder Trennung der Union ist. Um Sklaven ihren Herren abwendig zu machen und zur Flucht zu bewegen, geben viele dieser Abolitionisten ihnen allen möglichen Vorschub und Unterstützung in Geld ꝛc. Wird aber der Abolitionist

festgenommen und ihm bewiesen, daß er der Entführer des Sklaven ist, so wird er laut Gesetz als Dieb behandelt und verurtheilt.

Dem Sklaven ist gestattet, sich frei zu kaufen, wenn er die bestimmte Summe auftreiben kann, aber keinem freien Schwarzen ist wieder der Eintritt in einen Sklavenstaat gestattet, damit der Verkehr mit seines Gleichen unmöglich wird. Alle Heirathen zwischen Weißen und Schwarzen sind verboten und gesetzlich ungültig, und alle Kinder, von einer Sklavin geboren, sind Sklaven, wenn auch der Vater ein Weißer ist.

XII.

Das Thierreich.

Die Hausthiere sind ungefähr die gleichen in Amerika wie in Deutschland; und die Jagdthiere bei weitem nicht so sehr häufig, als man sich in der Fremde vorstellt. Der Büffel, das Elenn, das wilde Pferd, die Antilope 2c. leben, wie gesagt, mehrere hundert Stunden weit westlich von den äußersten Grenzen und sind den meisten Amerikanern selbst eine ähnliche Seltenheit wie uns in Deutschland ein Kameel oder Steinbock. Bären und Panther gibt es auch nur noch in den allerentlegensten Winkeln der Urwälder. Wölfe gehören zwar nicht unter die Seltenheiten, allein auch sie halten sich gemeiniglich nur in den größern Prairien und Wäldern auf, und nähern sich blos im Winter einzelnen Farmen. Wilde Schweine gibt es gar nicht. Das einzige Hochwild sind die Hirsche. Es ist eine Art Dammhirsche, aber nicht so groß, als unsere deutschen Hirsche. In einigen Gegenden,

besonders in dickem waldigem Bottomland, sind sie noch häufig genug, aber in andern auch schon sehr selten. Hasen sind häufig, aber so klein, daß sie fast keinen Schuß Pulver werth sind. Noch häufiger sind die Eichhörnchen, meistens grau, etwas größer als die deutschen und von zartem angenehmem Geschmack. Der Racoon oder Waschbär ist nicht selten in den Wäldern von Missouri, aber ungenießbar. Sein Fell kann man verkaufen, doch nur zu geringem Preise. Das Thier hält sich in hohlen Bäumen auf, und man fängt ihn dadurch, daß man den Baum umhaut und dann die Hunde hineinschickt, ihn herauszuholen. Marder und Wiesel machen häufig den Hühnern auf den Farmen nächtliche Visiten. Hin und wieder kommt auch ein Opossum (Beutelthier) mit seinen Jungen im Sack, sowie auch die Stinkkatze vor, beide gehören aber schon zu den seltenern, gleichwie das fliegende Eichhörnchen. Die Muskrat (Moschusratte) lebt häufig in den Wäldern an Flüssen, weil sie aber weder selten noch groß ist, so bedarf es schon einer ziemlichen Menge, um aus ihren Fellen eine kleine Summe Geld zu lösen.

Unter den Vögeln hat es sehr viele mit schönem Gefieder, rothe, blaue, gelbe, grüne, rothe mit schwarzen Flügeln und schwarzem Schwanz, und besonders schwarze mit dunkelrothem Halse von der Größe unserer Raben, die man black birds nennt. Las ich früher von Heuschreckenschwärmen, wodurch die Sonne verfinstert werde, so hielt ich das wenigstens für sehr übertrieben, aber durch die black birds wurde ich mit eigenen Augen von einer solchen Mög-

lichkeit überführt. Im Staat Illinois sah ich diese Vögel Winters in der Nähe von Welschkornfeldern in solchen zahllosen Schaaren beisammen, daß sie beim Auffliegen Minuten lang buchstäblich die Sonne verfinsterten und den hellen Tag in Dämmerung verwandelten. — Im Spätjahr an schönen hellen Morgen, wenn es Nachts zu frieren anfängt, dann ist die Zeit, wo die Pelikane (Löffelgänse) auf dem Missouri erscheinen. Es ist ein hübscher Anblick, wenn man Morgens früh zum Hause hinaustritt und auf den Strom sieht, wie da diese prächtigen großen weißen Vögel gleich einer Flotte Schiffe mit aufgespannten Segeln in langen Reihen auf den Sandbänken sitzen und sich von der Sonne bescheinen lassen. — Im Frühling und Herbst kommen eine Menge Züge von Kranichen, wilden Gänsen und viele Arten Enten an, und die Wandertauben durchziehen das Land. Das wilde Geflügel aber, das am meisten Gegenstand der Jagd ist, sind außer den Enten die welschen Hühner (Turkies), die Prairiehühner (Prairie chickens) und die Feldhühner (Partridges). Die ersteren halten sich truppweise in den Wäldern auf, laufen mehr als sie fliegen, aber das viele kleine Gebüsch, womit die Wälder durchwachsen sind, ist ihrer Flucht günstig. Die Prairiehühner halten sich nur in den Prairien auf dem Boden auf, und lassen die Menschen, im Gras versteckt, bis auf wenige Schritte herankommen, worauf sie plötzlich sich mit Geräusch erheben und einige hundert Schritte weiter sich wieder im Grase niederlassen. Sie sind etwas größer als unsere Haushühner, und leben wie die turkies in kleinen Gesellschaften beisammen.

Die Feldhühner sind von der Größe kleiner Hühner, und auch sie sind in den Prairien heimisch, von wo sie aber im Winter oft in ganzen Bataillonen aufmarschirt bis in die Nähe der Farmen und Städte vorrücken. Sie haben einen eigenen wehmüthig klingenden Ruf; und werden sowohl geschossen, als massenweise in Netzen gefangen. — Im Westen von Missouri und Arkansas ist eine Art grüner Papageien sehr gemein, die auch in Gesellschaften zusammen leben, und im Fluge ein durchdringendes Geschrei ausstoßen. Der Whippoowill ist noch ein anderer jenen Gegenden eigenthümlicher und bekannter Vogel. Er lebt einsam in den Wäldern und läßt erst nach Sonnenuntergang seinen wachtelartigen Ruf hören. Auch der Spottvogel (Mocking bird) läßt sich nicht selten in der Nähe der Farmen vernehmen. Allein auch nicht einmal in der Thierwelt vernimmt man in diesem Land eine fröhliche Stimme: die Vögel singen nicht. Entweder sind sie ganz stumm oder stoßen nur einförmige widerliche Laute aus.

Reich an Fischen sind die Flüsse, aber es gibt keine besonders vorzügliche Arten. Man fängt sie gewöhnlich in Netzen schaarenweise auf einmal. Die, welche am häufigsten gegessen werden, heißt man Buffalofish und Codfish, beide bis zu 20 Pfund schwer. Die Codfische vertreten in Amerika die Stelle der Stockfische, und die Mackerels, welche an der Seeküste im Osten gefangen werden, die der Häringe. — Die amerikanischen Krokodille, Alligators genannt, kommen in den Sümpfen der Mündungen des Mississippi und am Ufer des mexikanischen Meerbusens vor. Hingegen gibt es

vielerlei Arten von Schlangen, besonders in den westlichen Staaten. Darunter ist die Klapperschlange eine der bekanntesten. Im Winter verschlupft sie sich in die Erde; sowie aber im Frühling die heißen Sonnenstrahlen mit Gewalt durchbrechen, ist die Zeit ihrer Wiederauferstehung gekommen. An den westlichen Grenzen von Missouri sind sie sehr häufig: von meinem Hause bis zur Quelle, wo ich mein Wasser holte, etwa 200 Schritte entfernt, traf ich oft mehrere an einem Tage und darunter welche von 6—8 Fuß lang und 2 Zoll dick. Auch in Illinois sah ich oft welche über den Weg schlüpfen. Meine Welschkornhacke diente mir gegen sie als tödtliche Waffe. Am gefährlichsten und giftigsten von allen aber sind die Kupferschlangen, von den Amerikanern Copperheads genannt. Sie sind aber selten, und während meines siebenjährigen Aufenthalts dort sah ich nur eine einzige. Damit ich aber Gelegenheit hatte, sie genau zu betrachten, machte sie mir in meinem Zimmer einen Besuch. Ich hatte nämlich im August 1841 Nachmittags die Thüre offen, um frischen Luftzug zu haben, und war an meinem Tische mit einer Arbeit beschäftigt, als ich auf einmal ein ganz sonderbares eigenes Pfeifen vernahm. Ich schaue nach Fenster und Thüre; aber Niemand war da; einen Augenblick darauf ertönt der gleiche Pfiff ganz nahe an meiner Seite, und als ich umblicke, richtet sich eine Schlange vor mir in die Höhe, gerade im Begriff, mir einen Biß zu versetzen. Ich flog in einem Satze zur Thüre hinaus, um eine Hacke zu ergreifen, und begegne dort einem Nachbarn, der beim Anblick der Schlange ausruft: by god, that's a

Copperhead! und ein vor der Thüre liegendes Scheit Holz ergreift. So rückten wir beide mit unsern Waffen von zwei Seiten gegen sie an und erlegten den ungebetenen Gast. Es war die erste Kupferschlange, seit Weston stand, die sich so viele Freiheit herausgenommen hatte. Sie war ungefähr 4 Fuß lang und 1 Zoll dick, am Leib braun und an der Stirne kupferroth. — Schildkröten sind ebenfalls häufig, zu Wasser und zu Land. Die Landschildkröten haben die gewöhnliche Größe und halten sich vorzüglich in den Feldern und Aeckern auf. Wasserschildkröten aber sah ich welche von 2 Fuß Länge und 1 Fuß Breite. Sie haben ein ungeheuer zähes Leben; ein Arzt z. B. hatte eine solche Wochen lang aufgehängt, und sie lebte noch. — Eine große Plage für Menschen und Vieh sind die sogenannten Waldböcke (dicks), die auf dem Gras und im Gebüsch sitzen, und sich so in die Haut einbeißen, daß es Geschwüre gibt, wenn man sie nicht zeitig herausklaubt oder ausschneidet. Wegen dieses und andern Ungeziefers ist keinem zu rathen, sich das einfache unschuldige Vergnügen zu erlauben, im Grase sich auszustrecken. — Ein Käfer, ungefähr 3 Zoll lang, mit nackten Flügeln, Locust genannt, erfüllt die Bäume und macht an den Sommerabenden einen heillosen Lärmen. Die Ochsenfrösche (bullfrogs) sind aber selbst im Stande, einem Fremden, der sie nie hörte, Schrecken einzujagen, wenn sie Nachts zu Vielen in Seeen und Teichen beisammen sind und auf ihre Weise schauerlich brüllen. — Die allergrößte Plage sind im Sommer die Muskiten, die Tag und Nacht, besonders da wo Wasser in der Nähe ist, dem Menschen keine Ruhe lassen,

weßhalb man, um sie abzuhalten, das Bett mit einem feinen Netz, muskitobar, überspannnen muß, um schlafen zu können. Außer den Muskiten wird im Sommer das Vieh in den großen Prairien noch von einer zahllosen Masse grüner Fliegen oft bis zu Tode gequält. — Unzertrennlich von jedem Hause sind Ratten, Mäuse und Wanzen; Flöhe finden sich in einigen Gegenden nicht, in anderen, besonders sandigen, zu Millionen.

XIII.

Meine Ansicht über das Auswandern.

Ein großer Theil der Auswanderer sind Verbrecher, arme verworfene Sünder. Für sie ist leider kein Heil weder hüben noch drüben, und das Vaterland braucht ihnen nicht nachzuweinen. Andere gehen wegen unglücklicher Familien-Verhältnisse fort, und auch ihnen ist nichts zu rathen. Wer aber auswandert aus Mißmuth über die herrschenden politischen Zustände oder in der Hoffnung, seine ökonomischen Verhältnisse besser zu gestalten, wird in der Regel seine Erwartungen nicht befriedigt finden! Obschon ich weiß, daß Keiner, der sich Amerika einmal in den Kopf gesetzt hat, sich durch auf Erfahrungen gestützte Gründe, die ihm abrathen, belehren läßt, so kann ich dennoch nicht anders als jedem ehrlichen Manne, der nicht durch Verhältnisse gezwungen ist, sich zu expatriiren, von dem Auswandern nach den Vereinigten Staaten abzurathen.

Meine Gründe ergeben sich aus den auf den vorhergehenden Blättern beschriebenen Verhältnissen des Landes. Wenige werden glücklicher, Viele aber unzufriedener als sie's zu Hause waren. Unter Hunderten mag Einer sein, und das ist gewöhnlich ein einfältiges Sonntagskind, der vom Glück begünstigt wird. Wer in Amerika durch seiner Hände Arbeit Brod verdienen muß, sammelt keine Reichthümer. Durch andere Geschäfte aber dies Ziel schnell zu erreichen, ist heutzutage die enorme Concurrenz, Spekulationswuth und Spitzbüberei im Lande zu groß. Der Gelehrte vollends ist in Amerika ein Artikel, der gar keinen Absatz findet, weßhalb er vom Unglück zum Aeußersten getrieben werden kann.

Wer durch Gründung einer deutschen Niederlassung etwas Besseres zu erzielen hofft, zeigt nur, daß es ihm an Kenntniß des Menschen und der Verhältnisse des Landes gebricht. Deßhalb hatten auch alle bis dahin gemachten Versuche gleich schlechten Erfolg, und mit künftigen wird es wohl nicht besser gehen. Gewöhnlich entzweien sich die Colonisten schon auf der Ueberfahrt, es entstehen Händel durch Mißtrauen rc., durch das enge Beisammenleben auf dem Schiffe lernt Einer des Andern Mängel und Fehler besser kennen, der Unmuth, sich mit der Gesellschaft eingelassen zu haben, regt sich schon, und sind die Leute einmal gelandet, so sucht Jeder sich so bald als möglich wieder los zu machen und auf eigene Faust seine Existenz zu gründen. Die Leiter und Führer des Unternehmens, mögen sie auch noch so gewissenhaft das Interesse der Gesellschaft gewahrt haben,

entgehen dennoch dem Verdacht und offen ausgesprochenen Vorwürfen nicht, Geld unterschlagen und sonstige Vortheile auf Unkosten der Gesellschaft genossen zu haben. So trennt sich schon nach wenigen Wochen oder Tagen ein Theil von der Gesammtheit, die Uebrigbleibenden aber erkennen immer mehr, daß Alles anders ist, als sie sich zu Hause vorstellten. Solche Colonisten kommen gewöhnlich mit dem Glauben hinüber, es lägen noch ungeheure Strecken des fruchtbarsten Landes in Amerika, die blos auf sie warteten, damit sie's unter sich vertheilen könnten. Mit $1^1/_4$ Dollar, die man der Regierung für den Acker zahle, meinen sie, sei schon Alles fertig und abgethan, denn zu arbeiten brauche man die Hälfte des Jahres nicht, weil Alles von selbst wachse. Allein wie schnell verschwinden diese seligen Träume und wie ganz anders sind die Dinge in der Wirklichkeit. Gleich zuerst zeigt es sich, daß jene herrenlosen schönen Ländereien, die man fast umsonst bekommt, nirgends als in ihren Köpfen existirten. Das Land, was public property ist (s. oben) und auf welches es bei den Colonisationsprojekten abgesehen ist, das „Congreßland," **kann** in der Regel nicht viel werth sein, man vergleiche nur, was ich in dem Artikel „Bauernstand" darüber mittheilte, auch ist es selten nach Wunsch zusammen zu haben und theuer, Privatland ebenfalls nicht, wenigstens keine großen zusammenhängenden Strecken, wie sie erforderlich wären. Man sieht also, daß zwei Haupthindernisse jedesmal der Ausführung eines derartigen Planes im Wege stehen, und diese hinwegzuräumen, liegt außer der Gewalt des Präsidenten der Vereinigten Staaten: der Mensch erstens

mit seinen Schwächen und verschiedenen Bildungsstufen, die ihn zur Zeit noch abhalten, in Wahrheit zusammenzuhalten, und zweitens die (äußeren) Verhältnisse des Landes. Auch liefert die Erfahrung selbst den besten Beweis für diese Behauptung. Alle deutschen Auswanderungsgesellschaften, von der größten bis zur kleinsten (mit Ausnahme der Rappiten und einiger anderer auf communistischen Grundlagen beruhenden Gesellschaften) theilten bis jetzt dasselbe Schicksal. Sie zersplitterten und lösten sich auf. — Findet sich aber auch im Westen noch hie und da ein zusammenhängendes Stück Congreßland, das hinsichtlich der Größe den Wünschen entsprechend sein mag, so darf man sicher annehmen, daß es jedenfalls irgend einen Fehler haben muß, und für die erste Zukunft keine Vortheile zu bieten im Stande ist, denn sonst würde es sich längst in amerikanischen Händen befinden. Der Amerikaner kennt sein Land besser, als es neu ankommenden Deutschen möglich sein kann, und wo etwas Gutes ist, da wartet er gewiß nicht bis diese kommen und es ihm wegnehmen. Aber nicht blos die in Deutschland, selbst die in den östlichen Staaten Amerika's lebenden Deutschen haben wenig Kenntnisse von diesen Zuständen. Auch sie plagen sich noch mit Colonisationsplänen und kaufen zu diesem Zwecke Congreßland im Westen. So gründeten sie im Jahre 1838 die deutsche Stadt Hermann am Missouri, und machten groß Geschrei davon. Es ist aber ein todter armseliger Ort, und wird es nie viel weiter bringen, weil ihm die Hauptbedingungen fehlen, welche eine amerikanische Stadt zur Bedeutung bringen, nämlich eine vortheilhafte Lage an einem

schiffbaren Flusse mit guter und bequemer Landung für die Dampfschiffe, und ein fruchtbarer, dem Landbau günstiger Boden im Rücken.

Alle Hoffnungen auf zu gründende deutsche Colonien und die daraus entspringenden wichtigen Resultate für das Mutterland können nach meiner Meinung erst dann vielleicht in Erfüllung gehen, wenn die dereinstige deutsche Flotte noch einen neuen Welttheil entdecken wird!!! Ueberall aber sonst wird man zu spät kommen; die Deutschen finden das Land und den Handel längst im Besitz von Andern, die in diesen Beziehungen den Vortheil der Erfahrung und Kenntniß aller Verhältnisse vor ihnen voraus haben. Sie hinken dann hintendrein, und die Augen gehen ihnen erst auf, wenn der Traum verflogen ist. — Oft schickt man sie auch noch in Länder, deren Clima ihnen alsbald den Todesstoß gibt.

Wer daher nicht durch Umstände unabweislich dazu gezwungen ist, sich jenseits des Meeres eine Heimath zu suchen, bei dem geht mein Rath dahin, lieber in Deutschland zu — warten. Denn er wagt viel, um im besten Fall wenig zu gewinnen. Was aber mehr noch als eine Warnung jeden deutschen Mann, der auf Ehre hält, vom Auswandern nach den Vereinigten Staaten abhalten wird, das sind drei unbestreitbare Thatsachen, die ich hier kurz nochmals zusammenstellen will; nämlich:

1) daß er in Amerika die Freiheit, die sich auf Gerechtigkeit, Gleichheit vor dem Gesetze und Achtung der Rechte Aller stützt, nicht findet; hingegen

2) eine Menschenklasse dort antrifft von einer Bildungsstufe und innern Sittlichkeit, wie er solche wohl auf Botany-Bay zu erwarten berechtigt ist, aber nicht in der großen berühmten Republik; und
3) daß er von eben diesen Menschen mit der tiefsten Verachtung und Geringschätzung betrachtet und behandelt wird.

Anhang.

Im Cotta'schen Verlag in Stuttgart erschien 1843: „Handbuch und Wegweiser für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika Von Franzis J. Grund." In diesem Buche sind Angaben, die berichtigt zu werden verdienen; so z. B.

Seite 4 empfiehlt Hr. Grund zu Colonisationsplätzen die Staaten Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Michigan, Illinois und Missouri. Was nun von Colonisationsplätzen überhaupt zu halten ist, habe ich im vorigen Abschnitt besprochen, und die Erfahrung bestätigt meine Ansicht. — Wie es mit der Gleichheit vor dem Gesetze und voller Unabhängigkeit steht, die er auf der gleichen Seite hervorhebt, habe ich oben durch Beispiele gezeigt. — Auf derselben Seite spricht der Verfasser auch noch von der politischen Macht, welche die Deutschen in den Vereinigten Staaten ausüben und

S. 5 von der allgemeinen Achtung, in der sie stehen. Meine gegentheilige Behauptung aber wird in jeder Nummer der besseren, in den Vereinigten Staaten erscheinenden deutschen Zeitungen Unterstützung und Bestätigung finden. Will Hr. Grund läugnen, daß in Amerika auch der gebildetste Deutsche als Dutchman passirt? Und führt das Wort Dutchman, von Amerikanern gebraucht, einen Begriff von Ehre und Achtung mit sich? — Worin endlich gibt sich die politische Macht zu erkennen? Etwa darin, daß es bis jetzt nur in einem oder zweien von allen Staaten gelungen ist, einen einzigen Abgeordneten in die Staatsgesetzgebungen zu bringen, und das nur aus dem Grunde, weil die Counties, worin sie wohnen, zum größten Theil von Deutschen bewohnt sind. Da die Deutschen meist bei den Wahlen zur demokratischen Partei halten, so übt ihr Veto allerdings einen Einfluß aus, aber von einer politischen Macht ist kein Gedanke. Vor den Wahlen schmeicheln die Candidaten den Deutschen und bitten sie um ihre Stimmen; nach der Wahl aber verläugnet man sie. Ist das wahr oder nicht?

S. 5 wird weiter angegeben: die Verhandlungen der gesetzgebenden Versammlungen in allen oben angeführten sechs Staaten, sowie die Botschaften der respektiven Gouverneure und die Gesetze selbst würden auf Staatskosten in deutscher Sprache gedruckt. Das ist eine Unwahrheit!

S. 7 wird behauptet, ein gemietheter Feldarbeiter verdiene täglich einen Dollar, und brauche daher höchstens ein Jahr zu arbeiten und zu sparen, um selbst ein Gut zu besitzen. Ich aber sage: ein Feldarbeiter, der das ganze Jahr

Arbeit hat, ist froh, sehr froh, wenn er monatlich zehn Dollar bekommt. Und auch diese bekommt er auf keinen Fall baar, sondern muß einen großen Theil seines Lohnes auf andere Weise verrechnen, und wenn das Jahr um ist, hat er nicht so viel erübrigen können, um sich nur ein Joch Ochsen auf das verheißene Gut zu kaufen.

Hr. Grund scheint überhaupt sich nicht viel außerhalb der großen Städte beschäftigt und umgesehen zu haben, denn sonst könnte er auf

S. 11 nicht behaupten, daß die Zimmermannsarbeiten, Fensterstöcke, Thüren rc. in den Häusern der „schlichtesten" amerikanischen Bürger besser seien, als z. B. in den prachtvollsten Gebäuden von Wien, München oder Berlin. — Gerade diese Arbeiten aber sind in den kleinen Städten und auf dem Lande, wo doch der „schlichte" Bürger vorzugsweise zu suchen ist, meistentheils viel schlechter gearbeitet, als in Deutschland. Die Häuser auf dem Broadway in New-York und das White House in Washington werden doch nicht als die der schlichtesten amerikanischen Bürger sollen betrachtet werden.

S. 12 kommen wieder Behauptungen vor, die theuer zu stehen kämen, wenn sich Einer darauf verlassen wollte. Fange Einer nur einmal einen Laden, ein Kaffeehaus, oder etwas dergleichen an, ohne zuvor seine Steuer (licence) dafür bezahlt zu haben, und diese ist nicht gering. Er wird dann einen Strafzettel zu erwarten haben, und ihm alle Berufung auf das Buch des Herrn Franzis J. Grund nichts helfen.

S. 13 sollen die Amerikaner die allernachsichtigsten Gläubiger von der Welt sein. Das kommt daher, weil das Klagen nichts nützt, sobald man nichts Schriftliches in Händen hat.

Auf derselben Seite heißt es: „Uebrigens ist zu erwarten, daß in einem freien Lande der Rechtssinn besser ausgebildet ist als der Sinn für Billigkeit“ — Ehre und Moralität, hätte er wenigstens beifügen können. Denn der Amerikaner scheut sich nicht, die schlechtesten Streiche auszuführen, wenn er durch Verdrehung des Rechts sich durchzuhelfen weiß, oder wenn er den Trost für sich hat: „they can't prove it“ — d. h. man kann's mir nicht beweisen.

S. 39 zufolge mündet sich der große Miami Fluß in den Mississippi aus — soll wohl heißen: in den Ohio.

S. 53 und 54 stellen die strafende Gerechtigkeit unter Beihülfe der öffentlichen Meinung als so allgewaltig hin, daß man glauben sollte, es sei ein wahrer Wetteifer unter den Leuten in den Vereinigten Staaten, einander in der Ehrlichkeit zu übertreffen, nur das zu thun, was gut und recht ist, und jeden Uebelthäter gleich nach Verdienst abzustrafen. — Verhielte sich dies aber so, dann müßten die Zuchthäuser sehr vermehrt werden, denn nirgends mehr als in Amerika gilt das Sprichwort: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. Aus welcher Menschenklasse besteht der größere Theil der Bevölkerung von Texas?

S. 55 wird den Amerikanern das Lob gezollt, sehr auf äußerlichen Anstand und öffentliche Moral zu halten. „Aeußerlich“ — ja, das ist wahr. Aber warum wird nicht

hinzugefügt, daß all das nur Scheinheiligkeit und Heuchelei ist? Das pünktliche Kirchengehen und lange Gesichter schneiden wird doch nicht als innerer Trieb des Herzens dargestellt werden sollen — und woher alle die Abstufungen farbiger Kinder?

S. 85—86 empfiehlt der Verfasser den Auswanderern die sogenannten **Barren's** als ein eben so fruchtbares Land wie irgend eines des westlichen Continents. Die Barrens sind aber, wie schon ihr englischer Name bezeichnet, steinichter, armer, kahler und unstreitig der schlechteste Boden im Land.

S. 87—88 sagt er, das Klima zwischen dem 37sten bis 43sten Breitegrade, also die obengenannten sechs Staaten, eigne sich am besten für den deutschen Ansiedler. Der Winter daure nur 2—3 Monate, und in den südlichen Theilen nicht mehr als 6 Wochen. — Daß das Klima dieser Staaten sich am besten für den Deutschen eignet, wird Niemand widersprechen, aber dennoch stimmt mir Jedermann, der dort wohnt, bei, daß im nördlichen Theile jenes Gebiets der Winter nicht viel weniger als 6 Monate, und im südlichen 3—4 anhält, einzelne hübsche Tage abgerechnet.

S. 71 wird Missouri als ein n i c h t Sklaven haltender Staat aufgeführt, und S. 214 als ein Sklaven h a l t e n d e r. — Hier ist Jedem die Wahl gelassen, ich meinerseits glaube, daß es ein Sklavenstaat ist.

Ich will hier schliessen, und nur noch bemerken, daß Hr. Grund bei Abfassung seines Buches mehr vom Geschmack der Auswanderungslustigen und der Sucht zur größtmöglichen Anfüllung der Bogenzahl als von der Liebe zur Wahrheit, wie es scheint, sich hat leiten lassen.

Inhalt.

